

RUNDBRIEF 49 / SEPTEMBER 2005

B I O G R A P H I E F O R S C H U N G

SEKTION DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Inhalt

1. Aktueller Text:

Gerhard Riemann: Zur Bedeutung von Forschungswerkstätten in der Tradition von Anselm Strauss. Mittagsvorlesung des 1. Berliner Methodentreffens 24./25.06.2005, Berlin

2. Veranstaltungen/Tagungen

3. Tagungsberichte

4. Forschungsprojekte stellen sich vor

5. News/Sonstiges

6. Buchbesprechungen

7. Hinweise auf Neuerscheinungen

**Nicht vergessen:
Redaktionsschluß für den nächsten Rundbrief
ist der 31. Januar 2006!!!**

<p>Sprecherin:</p> <p>PD Dr. Bettina Dausien</p> <p>Fakultät für Pädagogik Universität der Bundeswehr München Werner-Heisenberg-Weg 39 D – 85577 Neubiberg</p> <p>Telefon: 089/6004 3110 Sekretariat: 089/6004 3149 Fax: 089/6004 2315</p> <p>E-Mail: biographieforschung@gmx.de bettina.dausien@uni-bielefeld.de</p>	<p>Vertreter:</p> <p>Prof. Dr. Gerhard Riemann</p> <p>Fachbereich Soziale Arbeit Otto-Friedrich-Universität Bamberg Kärntenstr. 7 D – 96052 Bamberg</p> <p>Telefon: 0951/8632021 Fax: 0951/8631180</p> <p>E-Mail: gerhard.riemann@sowes.uni-bamberg.de</p>	<p>Vertreterin:</p> <p>Dr. Michaela Köttig</p> <p>Sozialwissenschaftliches Methodenzentrum Georg-August-Universität Göttingen Platz der Göttinger Sieben 3 D – 37073 Göttingen</p> <p>Telefon: 0551/39 14206 Sekretariat: 0551/ 39 12282</p> <p>E-Mail: michaela.koettig@gmx.de</p>
---	--	--

Erweiterter Vorstand:

Prof. Dr. Dr. Peter Alheit (Göttingen), **Prof. Dr. Ursula Apitzsch** (Frankfurt/M.),
Dr. Roswitha Breckner (Wien), **Prof. Dr. Wolf-Dietrich Bukow** (Köln),
PD Dr. Lena Inowlocki (Frankfurt/M.), **PD Dr. Helma Lutz** (Münster),
Prof. Dr. Gabriele Rosenthal (Göttingen), **Prof. Dr. Fritz Schütze** (Magdeburg)

Die E-Mail-Adresse der Sektion lautet: Biographieforschung@gmx.de

Sektionskonto: Postbank Berlin, BLZ: 10010010
Konto-Nr.: 476098109 (Inh.: Prof. Dr. Gerhard Riemann)

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

nach der Sommerpause und kurz vor Semesterbeginn erhalten Sie den aktuellen Rundbrief der Sektion. Wir danken allen, die uns Informationen, Tagungsberichte und interessante Publikationshinweise zugesandt haben! Bei dieser Gelegenheit möchten wir Sie auch noch einmal daran erinnern, dass die Qualität des Rundbriefs wesentlich von Ihrer aktiven Mitarbeit abhängt. Um den Rundbrief interessanter zu gestalten, haben wir diesmal einen aktuellen Vortrag von Gerhard Riemann zur Bedeutung von „Forschungswerkstätten“ abgedruckt. Wir möchten hiermit zugleich die vertrauten Rubiken erweitern und auch in Zukunft einen oder zwei inhaltliche Beiträge in den Rundbrief aufnehmen, die unterschiedliche Facetten der Sektionsarbeit repräsentieren. Wenn Sie also einen Vorschlag für einen aktuellen Text haben, der von breitem Interesse für die Sektion ist, freuen wir uns.

Ansonsten möchte ich Sie schon einmal darauf hinweisen, dass wir Ende des Jahres/Anfang 2006 den SprecherInnenkreis und den erweiterten Vorstand neu wählen müssen. Das bisherige Team – Gerhard Riemann, Michaela Köttig und ich – hat Lust, die begonnene Arbeit noch für eine zweite Wahlperiode fortzusetzen, und wird sich wieder zur Wahl stellen. Wenn Sie jedoch andere Vorschläge haben oder sich selbst zur Wahl stellen möchten, wäre es schön, wenn Sie mir das möglichst bald, spätestens bis Mitte November mitteilen würden.

Im Rundbrief finden Sie verschiedene Tagungshinweise. Auf zwei Veranstaltungen möchte ich hier noch einmal explizit hinweisen:

Die Anmeldefristen für den ISA-Kongress in Durban (s. unter 2) laufen Ende September ab. Bislang sind noch nicht alle Sessions „voll“, Sie haben also noch die Chance, einen Vortrag anzumelden. Wir würden uns freuen, wenn die deutschsprachige Biographieforschung durch interessante Beiträge vertreten ist.

Leider haben wir es nicht geschafft, bis zu diesem Rundbrief die nächste Jahrestagung der Sektion so weit vorzubereiten, dass wir Ihnen hier schon konkrete Informationen zuzukommen lassen können. Sie werden jedoch in Kürze eine Extra-Mail von mir bekommen, damit sie Termin und Thema schon einmal notieren können. Ein Call for Papers wird dann früh genug folgen.

Darf ich Sie abschließend noch an die Überweisung des Jahresbeitrags für 2005 erinnern? Die Kontonummer der Sektion finden Sie auf Seite 2 dieses Rundbriefs.

Ich grüße Sie herzlich, auch im Namen von Michaela Köttig und Gerhard Riemann, und wünsche Ihnen einen guten Beginn des Wintersemesters und anderer Projekte, die Sie sich für diesen Herbst vorgenommen haben,

Bettina Dausien

Gerhard Riemann

Zur Bedeutung von Forschungswerkstätten in der Tradition von Anselm Strauss¹ Mittagsvorlesung des 1. Berliner Methodentreffens 24./25.06.2005, Berlin

Vorbemerkungen

Als Katja Mruck mich vor einiger Zeit bat, zu Beginn des Berliner Methodentreffens etwas „zur Bedeutung von Forschungswerkstätten in der Tradition von Anselm Strauss“ zu sagen, habe ich gleich eingewilligt. Es leuchtete mir ein, dass ein Vortrag zur Selbstverständigung sinnvoll ist - also ein Beitrag zur Klärung dessen, worum es hier heute und morgen geht oder gehen könnte – und dass das, was hier geschieht, in einen bestimmten Kontext gerückt wird („in der Tradition von ...“). Während ich mich dann auf den Vortrag einstimmte und über den angekündigten Titel nachdachte, wurde mir klar, dass die Erwartungen, die mit diesem Titel geweckt werden, sehr weit gesteckt sind. Ich möchte ein paar Vorbemerkungen voranstellen, um deutlich zu machen, worum es mir im Folgenden geht und was ich hier leisten bzw. nicht leisten kann.

Wie ich erfahren habe, hat es an diesem „1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung“ ein riesiges Interesse gegeben, viele Interessenten kamen nicht zum Zuge, weil ihre Teilnahme den Rahmen gesprengt hätte. Ich habe in der Vergangenheit häufig an ähnlich gestalteten bundesweiten Treffen an der Universität Magdeburg teilgenommen – und werde das auch weiterhin tun - daher weiß ich, wie groß der Bedarf an solchen Veranstaltungen ist und dass sie meist positiv ankommen, auf jeden Fall tauchen sehr viele Teilnehmer nach einem Jahr wieder auf. Man erhofft sich Rückmeldungen zu den eigenen Datenmaterialien, lernt Leute kennen, die sich mit den gleichen Problemen bei der Datenerhebung und -analyse herumphagen, knüpft Kontakte zu Forscherinnen und Forschern, die ähnliche Fragestellungen verfolgen, und gewinnt in der gemeinsamen Textbearbeitung und im Gespräch mit Vertretern bestimmter Forschungsansätze eine größere Sicherheit. Also: der Wert und die Notwendigkeit solcher Veranstaltungen sind unbestritten. Gleichzeitig sollten sich alle Beteiligten, um Enttäuschungen zu vermeiden, von Anfang an verdeutlichen, was unter solchen Rahmenbedingungen nicht geleistet werden kann. Der Zeitdruck ist enorm; mit dem Spannungsverhältnis zwischen dem Vorführen bestimmter Arbeitsschritte durch eine Gruppenleiterin oder einen Gruppenleiter und dem freien, spontanen Austausch, wenn es um die Arbeit an Texten geht, kann man nur irgendwie – mehr recht als schlecht – zurechtkommen; und die Gruppen- oder Werkstattdleiter haben nur wenig Möglichkeiten, sich darauf einzustimmen, wo die einzelnen Forscherinnen und Forscher in ihren Projekten stehen und was ihnen weiterhelfen könnte. Es gibt sehr unterschiedliche Erwartungen, denen man nur unzureichend gerecht werden kann.

Mein Eindruck ist, dass die Bedeutung der bundesweiten Treffen z. T. auch daher rührt, dass sich die einzelnen – „aktiven“ und „passiven“ - Teilnehmer häufig an den Hochschulen, an denen sie ihre Qualifikationsarbeiten oder sonstigen Forschungsprojekte durchführen, als Einzelkämpfer erleben und zu wenig Orientierung erfahren. An einer Reihe von sozialwissenschaftlichen Fachbereichen an Universitäten und Fachhochschulen haben sich Forschungswerkstätten zur qualitativen Sozialforschung entwickelt – und damit meine ich soziale Arrangements, in denen die Teilnehmer ihren eigenen Forschungsfragestellungen verfolgen und gemeinsam mit anderen ihre Daten bear-

¹ Verfügbar über: <http://www.berliner-methodentreffen.de/material/2005/riemann.pdf>

beiten (es gibt genauso gute andere Begriffe) – aber vielerorts ist so etwas ziemlich unbekannt. Ich habe mir daher überlegt, dass es für Sie am hilfreichsten sein könnte, wenn ich etwas von meinen eigenen Erfahrungen mit der Durchführung von Forschungswerkstätten vermittele (in den Ausbildungszusammenhängen, in denen ich z. Zt. arbeite und in denen ich zuvor gearbeitet habe) vermittele und dies aber nur als Eröffnungsbeitrag verstehe. In der Diskussion sollten sich auch diejenigen Kolleginnen und Kollegen einklinken, die ähnliche oder auch ganz andere Erfahrungen gemacht haben. Ich weiß beispielsweise, dass Katja Mruck und andere eine „Netzwerkstatt“ organisiert haben, und es wäre sicher spannend, darüber noch mehr zu hören. Ich habe bisher nur Erfahrungen mit „face-to-face-Werkstätten“ gesammelt. Ich kann keineswegs beanspruchen, etwas Allgemeines darüber zu sagen, was alles mit dem Begriff „Forschungswerkstatt“ verbunden wird.

Noch eine Bemerkung zu der Formulierung „Forschungswerkstätten in der Tradition von Anselm Strauss“. Die Beanspruchung einer solchen Tradition klingt natürlich sehr gewichtig. Ich kann nur festhalten, dass der 1996 verstorbene Soziologe Anselm Strauss für die Entwicklung der qualitativen Sozialforschung in Deutschland eine zentrale Bedeutung gehabt hat, dass sehr viele Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler auf unterschiedliche Weise von ihm geprägt worden sind und auch sein Stil der Forschungskommunikation sehr viele Spuren hinterlassen hat. (In seiner Arbeit über „Qualitative Analysis for Social Scientists“, die auch ins Deutsche übersetzt und 1994 im Fink Verlag erschienen ist („Grundlagen qualitativer Sozialforschung“)), erfährt man viel über die Entwicklung von Forschung als kommunikativem Prozess, da das Buch viele Transkriptionen von Aufzeichnungen von Forschungsseminaren und Teamsitzungen enthält.) In meinem Vortrag kann ich nur hin und wieder andeuten, wie er für das, was ich mit der Arbeit einer Forschungswerkstatt verbinde, wichtig geworden ist.

Als Fritz Schütze und ich zu Beginn der achtziger Jahre am Fachbereich Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel eine Forschungswerkstatt entwickelten (auch in Zusammenarbeit mit Thomas Reim, Dieter Nittel, Peter Straus und einigen anderen Kollegen), an der vor allem Studierende der Sozialen Arbeit und des Aufbaustudiengangs Supervision teilnahmen und – das ist m. E. für Forschungswerkstätten kennzeichnend - ihre jeweils eigenen Forschungsprojekte einbrachten (meist im Zusammenhang mit ihren Diplomarbeiten, manchmal auch Dissertationen), war für uns die Erinnerung daran, wie Anselm Strauss Teamsitzungen in seinem Projekt über „die soziale Organisation medizinischer Arbeit“ oder Forschungsseminare mit Doktorandinnen durchführte, noch sehr präsent, weil wir beide einige Jahre vorher jeweils ein Jahr bei ihm an der Universität von Kalifornien in San Francisco verbracht hatten. Aber natürlich war das, was wir dann in Kassel machten, keine Kopie von dem, was wir mitbekommen hatten. Es entstand etwas Neues mit bestimmten Stärken und Schwächen, was den Rahmenbedingungen der Ausbildung angepasst war. Und wenn wir mit den Studierenden an Transkriptionen von Stegreiferzählungen im Rahmen von autobiographisch-narrativen oder interaktionsgeschichtlich-narrativen Interviews, Aktualtexten (wie Aufzeichnungen von Supervisions-, Beratungs- oder Therapiegesprächen und von Teambesprechungen) oder ethnographischen Feldprotokollen arbeiteten, dann war vieles davon von den Forschungsstrategien der Grounded Theory geprägt (wenn man etwa an Konzepte wie das „theoretical sampling“ oder „theoretische Sättigung“ oder „kontrastive Vergleiche“ denkt), aber manches andere auch nicht: z. B. die strukturelle (formal-inhaltliche) Beschreibung von Primärmaterialien, die etwas anderes ist als das von Strauss so gekennzeichnete „offene Kodieren“. Anselm Strauss selbst hat solche Verästelungen und Weiterentwicklungen stets unterstützt und war einfach nur neugierig zu erfahren, was man da machte.

Ich nutze die Gelegenheit zu diesem Vortrag, um mir selber klar zu machen, was ich da mache. Ich habe mich dazu zwar öfters schon schriftlich geäußert, aber hin und wieder verliert man auch wieder den Überblick und fängt an zu stolpern. Hilfreich ist es, wenn man sich mit Kollegen, mit denen man gemeinsam Verantwortung trägt für eine Werkstatt – möglicherweise aufgeteilt in Arbeitsgruppen, die hin und wieder zu einem Plenum zusammenkommen - über seine Erfahrungen austauschen kann. Das war in Kassel möglich: Mit einigen Mitarbeitern, die Arbeitsgruppen der Forschungswerkstatt leiteten, konnte man sich über die laufende Werkstattarbeit verständigen und sich im Gespräch dann auch klarmachen, warum etwas schief lief und wie man sich aus einer komplizierten Situation (in einer Gruppe oder in der Betreuung einer einzelnen Arbeit) herausarbeiten konnte. Seit 1997 arbeite ich am Fachbereich Soziale Arbeit in Bamberg und bin dort mehr oder weniger Einzelkämpfer. (Meine Erfahrungen mit Forschungswerkstätten stammen vor allem aus der Arbeit mit angehenden Professionellen, in erster Linie Soz.pädagogen und Sozialarbeitern, aber auch Supervisoren, deren qualitativ-empirische Diplomarbeiten von mir begleitet worden sind.) So ein Vortrag ist dann auch für mich eine Gelegenheit, mir das eine oder andere klarzumachen – auch wenn das dann, wenn man es ausspricht, manchmal so klingt, als sei das die selbstverständlichste oder banalste Sache der Welt. Zumindest geht mir das so.

Die grundlegende Idee

Bevor ich auf einige Dinge zu sprechen komme, die mir für die aktuelle Werkstattarbeit wichtig zu sein scheinen, möchte ich in allgemeinen Worten festhalten, was ich als grundlegend für die Erkenntnisbildung in Forschungswerkstätten ansehe:

Die grundlegenden Verfahren der qualitativen Sozialforschung – nicht nur der Datenerhebung, sondern auch der Datenanalyse – haben einen kommunikativen Charakter. Wenn man etwa an bestimmte Verfahren der Datenerhebung denkt wie das ethnographische Interview oder das Gruppendiskussionsverfahren, dann kann man feststellen, dass das ethnographische Interview – zumindest so, wie es von James Spradley als Verfahren ausformuliert worden ist – primär auf Beschreibungen von alltäglichen Abläufen, Milieus und sozialen Welten abzielt, während es in Gruppendiskussionen um die Initiierung und Aufrechterhaltung des Argumentationsschemas geht. Ich greife, weil mir das recht vertraut ist, auf Erfahrungen mit der Biographieanalyse zurück, wie sie sich vor allem auf der Grundlage von narrativen Interviews entwickelt hat. Ein Informant wird angeregt, seine Lebensgeschichte zu erzählen, und während der Erzählung wird er auch veranlasst, Lebenssituationen zu beschreiben und über bestimmte Probleme und darüber, wie er zu dem geworden ist, der er jetzt ist, zu argumentieren. Wenn man sich mit einem solchen Interview detailliert auseinandersetzt und den Darstellungsgang nach und nach rekonstruiert, dann geschieht dies im Rahmen des Kommunikationsschemas der Beschreibung: Man konzentriert sich auf die Darstellungspraktiken des Informanten und beschreibt – noch immer recht konkret - was über die Erfahrungsaufschichtung des Informanten zum Ausdruck kommt und wie dies geschieht. In späteren Analyseschritten kommt dann immer stärker das Kommunikationsschema der Argumentation zum Zuge: wenn man sich – in einer analytischen Abstraktion - fragt, was man aus der strukturellen Beschreibung des Interviews in allgemeinen Termini lernen kann und erste generelle Propositionen formuliert; oder wenn man generelle Feststellungen, die man aus unterschiedlichen Interviewmaterialien gewonnen hat, systematisch aufeinander bezieht und versucht, die entwickelten Konzepte in der Konfrontation mit neuen Datenmaterialien zu überprüfen, zu differenzieren und zu verdichten.

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass die Wirksamkeit der zentralen Aktivitäten der Datenanalyse - nämlich der strukturellen Beschreibung und analytischen Abstraktion von Einzelfallmaterialien, des kontrastiven Vergleichs unterschiedlicher Materialien und der darauf aufbauenden Entwicklung theoretischer Modelle - dadurch gesteigert werden kann, dass sie sich in der Interaktion einer Arbeitsgruppe von Forschern entfalten können (wenn ich von Forschern spreche, schließt dieser Begriff natürlich auch Studierende ein, ich mache da keinen großen Unterschied, sie lassen sich ja in diesem Kontext auf einen Forschungsprozess ein): Man entdeckt mehr im gemeinsamen - mündlichen - Beschreiben von Texten, die Darstellung wird facettenreicher und dichter; und das dialogische Argumentieren - das Behaupten, Bestreiten, Bezweifeln, Begründen und Belegen - führt zu einer Differenzierung und Verdichtung von analytischen Abstraktionen, kontrastiven Vergleichen und theoretischen Modellen. Es wäre natürlich zu zeitaufwendig und mit der Gefahr der Enteignung und der Entwicklung von Unselbständigkeit verbunden, wenn alles in der Werkstatt besprochen würde, aber der Kommunikationsprozess soll auf jeden Fall dazu dienen, die Eigendynamik der einzelnen Forschungsschritte in Gang zu setzen und zu sichern. Es geht hier nicht nur oder in erster Linie um die Einsozialisation in einen bestimmten Forschungsstil, sondern darum, die Möglichkeiten der Kommunikationsschemata, die der qualitativen Sozialforschung zugrunde liegen, in einer systematischen Weise auszuschöpfen. Das betrifft also nicht nur die Kommunikation in einem Ausbildungssetting, sondern ebenfalls in Projekten von erfahrenen Forschern.

„Systematisches Ausschöpfen“ heißt, darauf zu achten, dass kein „Schemasalat“ entsteht (ein Begriff, den Fritz Schütze ursprünglich in seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem standardisierten Interview geprägt hatte), d.h. man orientiert sich daran, dass das Erzählen, Beschreiben und Argumentieren seinen Platz hat in einem übergreifenden Ablauf oder Arbeitsbogen und nicht alles durcheinander geht. Wenn etwa ansteht, in einer strukturellen Beschreibung geduldig und detailliert Beobachtungen zur Darstellungsform und zum Darstellungsinhalt zusammenzutragen, dann würde dieser Schritt beispielsweise dadurch chaotisiert und das eigentliche Ziel verfehlen, wenn die Teilnehmer hier schon anfangen würden, losgelöst von der genauen Textbetrachtung weit reichende und elegante theoretische Propositionen zu entwickeln und zu versuchen, sie gegenüber anderen Lesarten durchzusetzen. Darauf zu achten, dass so etwas nicht geschieht, gehört zur Arbeit eines Werkstattleiters, auf die ich gleich noch zu sprechen komme.

Beobachtungen zur Arbeit in Forschungswerkstätten

Ich möchte ein paar Dinge festhalten, die mir aufgefallen sind, als ich meine eigenen Erfahrungen mit Forschungswerkstätten habe Revue passieren lassen:

Wenn man sich damit beschäftigt, welchen Platz die Werkstattarbeit in einem Ausbildungszusammenhang einnimmt, entdeckt man, dass es erst einmal darum geht, die Legitimität und Nicht-Randständigkeit eines solchen sozialen Arrangements in dem lokalen Kontext durchzusetzen und zu sichern. Das bedeutet auch, dass sowohl die Studierenden als auch der Werkstattleiter genügend Zeitressourcen für die Werkstattarbeit zur Verfügung haben und nicht immer wieder riskieren, dass so etwas marginalisiert und als „Luxus“ oder als „nicht zum Kerngeschäft gehörig“ stigmatisiert wird. Eine Werkstatt muss sich darüber hinaus sinnvoll in die Ausbildungserfahrungen der Studierenden einfügen. Es ist hilfreich, wenn die Teilnehmer im Verlauf ihres bisherigen Studiums mit den Verfahren und Arbeitsweisen in Berührung gekommen sind, die in der Forschungswerkstatt eine Rolle spielen, oder auch schon zuvor – im Rahmen von Fallstudien – erste Erfahrungen mit der Forschungspraxis gesammelt haben. In Bamberg versuche ich, meine Lehre

so zu organisieren, dass Studierende in unterschiedlichen Ausbildungsabschnitten Forschungserfahrungen sammeln können, bevor einige von ihnen sich dann entschließen, im Rahmen der Forschungswerkstatt ihre Diplomarbeit zu anzufertigen. Im Grundstudium betreue ich empirische Studienarbeiten, die in Teams verfasst werden, und später gewinnen Studierende Forschungserfahrungen im Zusammenhang mit selbstreflexiven Praxisethnologien im Rahmen der Ableistung von Berufspraktika und von studienbegleitenden Praktika – etwas, was ich in Anlehnung an den Buchtitel von Hirschauer und Amman als „Befremdung der eigenen Praxis“ bezeichne. Die Studierenden erwerben hier auch schon Grundkompetenzen einer ethnographischen Schriftlichkeit. Auf diese Weise können Studierende nach und nach für sich selbst entscheiden, ob sie ihre Diplomarbeit dann in der Forschungswerkstatt schreiben möchten oder nicht. Ich mache solche Vorerfahrungen allerdings nicht zur Vorbedingung der Teilnahme an der Forschungswerkstatt.

Dass solche Rahmenbedingungen erfüllt sind, ist nicht selbstverständlich: Es kann sein, dass in einem Fachbereich oder Institut der notwendige Freiraum für studentische Forschung und die Plausibilitätsstrukturen dafür nicht vorhanden sind oder zurückgedrängt werden. Es kann Prüfungsrhythmen geben, die ein ruhiges Sich-Einlassen auf eigene Feldforschung erschweren. In der Diskussion über das Bachelor- und Masterstudium wird oft die Haltung vertreten, dass erst für das Masterstudium tiefer gehende Forschungserfahrungen vorgesehen sein sollten – ein Rezept zur, um es vorsichtig auszudrücken, Verblödung. Die Einführung der Modularisierung kann mit extrem restriktiven und standardisierten Vorgaben für Lernvorgänge verbunden sein, so dass Freiräume für studentische Forschung nur mehr oder weniger subversiv gewonnen werden können und ein hohes Interesse auf Seiten der Studierenden voraussetzen. (An dieser Stelle ist vielleicht nachzutragen, dass wir im laufenden Semester vier Zeitstunden pro Woche für die Forschungswerkstatt reservieren – gewöhnlich von 16 bis 20 Uhr. Jede Woche ist eine andere Teilnehmerin mit ihrem Datenmaterial an der Reihe. Während der Semesterferien werden verschiedentlich Blocktermine organisiert. Die Arbeit an einem studentischen Forschungsprojekt geht ja auch in den Semesterferien weiter.)

Und natürlich können der Forschungsbezug einer Ausbildung und Freiräume für studentische Forschung durch inhaltliche Neuausrichtungen in einer Disziplin oder Profession oder durch staatliche Eingriffe gefährdet werden. (Ein Beispiel: Der partielle Geländegewinn einer forschungsbezogenen Ausbildung in der Sozialen Arbeit – mit einem Schwerpunkt auf qualitativen Verfahren - ist keineswegs auf Dauer gesichert, auch wenn es im Augenblick ein großes Interesse daran gibt, entsprechende Vernetzungsaktivitäten stattfinden und gute Begründungen für die sozialwissenschaftliche Grundlegung professioneller Fallanalysen geliefert worden sind. Ich stehe unter dem Eindruck von weit reichenden elitären Formierungen im Hochschulwesen in Deutschland und insbesondere auch in dem Bundesland, in dem ich selbst tätig bin, die mit einer Abwertung und Marginalisierung sozialpädagogischer Studiengänge - insbesondere im FH-Bereich - verbunden sind. Die sog. „universitäre Sozialpädagogik“, deren Status innerhalb der Erziehungswissenschaften gegenwärtig prekär ist, bemüht sich ihrerseits krampfhaft um eine Abgrenzung von der Sozialen Arbeit an Fachhochschulen (das Gespenst der „Verfachhochschulung“). Aber auch innerhalb der an Fachhochschulen angesiedelten Sozialen Arbeit gibt es Strömungen, die für die Aufnahme sozialwissenschaftlicher Fallanalysen als eines zentralen Ausbildungselements nicht gerade förderlich sind. Ich denke hier an das Dominantwerden betriebswirtschaftlichen Denkens oder die Propagierung von Top-Down-Modellen von Rezeptwissen für die Gestaltung der Praxis.) Soviel nur zum Punkt „Platz der Werkstattarbeit in einem Ausbildungszusammenhang“.

Ein paar Anmerkungen zu Aspekten der Themenfindung und des Einstiegs in die Werkstattarbeit. Eine Forschungswerkstatt ist – wie schon erwähnt - ein Rahmen, in dem die einzelnen Teilnehmer ihre je eigenen Forschungsfragestellungen verfolgen und die anderen Teilnehmer dabei (wie auch immer) eingebunden werden. Ich hänge keine Themenlisten aus – in der Art von „Bei mir können Diplomarbeiten zu folgenden Themen geschrieben werden.“ - sondern versuche, mir eine prinzipielle Offenheit für verschiedene Typen von prozessanalytischen Fragestellungen zu bewahren, die mit unterschiedlichen methodischen Verfahren, z. B. der Biographieanalyse oder der Interaktionsanalyse, bearbeitet werden können. Weitergehende Themendimensionierung findet dann erst in Auseinandersetzung mit Auszügen aus dem erhobenen Datenmaterial statt.

Wenn mich Studierende aufsuchen, weil sie bei mir – im Rahmen der Forschungswerkstatt - eine Diplomarbeit schreiben möchten, ist es wichtig, ein paar Dinge zuvor zu klären: z. B. ob sie tatsächlich eine prozessanalytische anstelle einer verteilungstheoretischen Fragestellung verfolgen, bei deren Bearbeitung ich ihnen nicht weiterhelfen kann. Es kommt auch vor, dass Studierende das, was sie tatsächlich bearbeiten möchten, durch pseudowissenschaftliche Formulierungen verdunkeln. Ich mache es häufig so, dass ich sie bitte, mir zu erzählen, wie sich ein bestimmtes Interesse entwickelt hat, um gemeinsam mit ihnen zu entdecken, was sie wirklich „umtreibt“. Und bei der Kontaktaufnahme geht es natürlich auch darum zu klären, ob sie genügend Zeit mitbringen und die Durchführung einer solchen Studie, die ja immer auch mit Unwägbarkeiten, Durststrecken und Stolpersteinen verbunden ist, tatsächlich mit dem, was sie sich für ihr Studium noch vorgenommen haben, und mit ihrer Lebenssituation vereinbar ist.

Eine in diesem Zusammenhang wichtige Orientierungsmaxime hatte Anselm Strauss formuliert, als ich mit ihm 1981 ein Interview zur Entwicklung seiner Lehre durchgeführt hatte und er mir auch etwas über die Arbeit mit seinem Forschungsseminar erzählte. Zitat: „I learned you have to really listen to students to find out where they are. You have to think in terms of their biographies. About their phasing“. An anderer Stelle sprach er davon: „Don't lay your own trip on this person. Find out where they are“. Für die Ausformung dieser Haltung war für ihn John Dewey wichtig geworden, dessen Buch „How we think“ ihn früh beeindruckt hatte.

Die Notwendigkeit des „finding out where they are“ war für mich beispielsweise sehr deutlich, als eine Studentin zu mir kam, die bei mir ihre Arbeit schreiben wollte – und zwar über das Standardthema des „Burn-out-Syndroms“. Ihr war nichts anderes eingefallen, es klang zumindest nach einem Thema, über das man vernünftiger Weise eine Diplomarbeit in der Sozialen Arbeit schreiben konnte. Viele Professionelle leiden ja wegen ihres „Helfersyndroms“ an einem „Burn-Out-Syndrom“, und das Leben ist auch sonst ganz schön traurig. Als ich sie danach fragte, was sie in ihrem Berufspraktikum gemacht hatte, erzählte sie, dass sie während ihres Praktikums in Italien mit ehemaligen Rotbrigadisten in Kontakt gekommen war, die als Freigänger außerhalb des Knasts arbeiteten und in sozialen Projekten tätig waren. Man merkte ihr an, wie groß ihr Interesse daran war, über die Geschichte dieser Menschen mehr zu erfahren. Und in Anknüpfung an dieses Interesse entstand dann eine biographieanalytische Diplomarbeit auf der Grundlage von narrativen Interviews mit ehemaligen Rotbrigadisten, eine Arbeit, die – glaube ich – besser in ihr Leben passte als das „Burn-out-Syndrom“ oder was auch immer.

Natürlich ist es auch notwendig, in dieser Phase zu klären, ob sich jemand zutraut, die Fragestellung, die ihn interessiert, zu bearbeiten, oder ob er evtl. persönlich zu sehr verstrickt ist. Ich habe sehr gute Erfahrungen damit gemacht, dass sich Forschungsfragestellungen aus der Reflexion eigener berufspraktischer Erfahrungen entwickeln – die studentischen Forscher wenden sich erneut

einem Realitätsbereich zu, der für ihre berufliche Sozialisation von großer Bedeutung gewesen ist - , aber natürlich muss man sich fragen (lassen), ob man vielleicht „zu nah dran“ ist. Als ein Supervisionsstudent, der selbst katholischer Priester war, eine biographieanalytische Diplomarbeit über Priesterbiographien schrieb, konnten wir damit in der Forschungswerkstatt sehr gut umgehen. Es ist notwendig, dass sich alle Teilnehmer einer Werkstatt ein Gespür für die lebensgeschichtliche Beziehung eines einzelnen Forschers zu seinem Forschungsgegenstand bewahren und dem in ihrer Kommunikation durch einen respektvollen Umgang Rechnung tragen. Darauf zu achten, dass dies geschieht, gehört mit zum Verantwortungsbereich eines Werkstattleiters.

Ein paar Anmerkungen zur Arbeitsteilung zwischen Werkstattleiter und -teilnehmern. Ein Werkstattleiter muss gerade kein Experte auf dem Forschungsgebiet einzelner Teilnehmer sein, nach meinem Eindruck ist es gerade besser, wenn er das nicht ist und die jeweiligen Forscherinnen und Forscher sehr viel mehr über ihr Forschungsgebiet wissen als er. Es ist notwendig, dass der Werkstattleiter immer wieder – auf der Grundlage einer genauen Kenntnis des eingereichten Datenmaterials - bestimmte Arbeitsschritte (wie etwa die der „strukturellen Beschreibung“ und „analytischen Abstraktion“) vorführt und erläutert.

Ich möchte an einem kurzen Ausschnitt aus der Transkription eines Forschungsseminars von Anselm Strauss illustrieren, wie dies geschehen kann. In diesem Seminar steht das „offene Kodieren“ eines Interviews im Vordergrund. Das Beispiel stammt aus dem vierten Kapitel seines Buchs über „Qualitative Analysis for Social Scientists“:

“Do you see what I did? Having got as far as we did, I simply opened up another comparative example. To see whether the categories made any sense. But also, it now begins to tell you some of the differences. So that we can be even more aware of the niceties and some of the unique features of this particular diagnostic process. Maybe they are not totally unique, but certainly patterned in ways that are different than a lot of other diseases. And if A. wants to do it, she can just try it out a little bit on other kinds of diagnoses.” (Anselm L. Strauss: Qualitative Analysis for Social Scientists. Cambridge: Cambridge University Press 1987, S. 101)

Der Kursleiter unterbricht hier für kurze Zeit – das wird in dem Zitat deutlich – die gemeinsame Arbeit mit den Studentinnen an einem von einer Teilnehmerin (A.) vorgelegten Interviewtranskript, in dem es darum geht, dass eine krebserkrankte Frau von der Entdeckung und Diagnose ihrer Krankheit erzählt. Die Seminarteilnehmer hatten sich gemeinsam unter der Leitung von Anselm Strauss detailliert auf diesen Text eingelassen, ihn „offen kodiert“, um erste Analysekatgorien und -dimensionen zu entdecken, Fragen an die Daten zu richten und vorläufige Antworten zu geben. In dem gerade gezeigten Zitat bezieht sich Anselm Strauss in allgemeinen Termini darauf, warum er das Gespräch zuvor in eine bestimmte Richtung gelenkt hatte: Mit Hilfe eines ad hoc eingebrachten kontrastiven Vergleichs, bei dem er auf eigene persönliche Erfahrungen – in seinen Worten: „experiential data“ – zurückgegriffen hatte, hatte er versucht, sowohl die Anwendbarkeit von Kategorien zu überprüfen, die in der gemeinsamen mündlichen Datenanalyse entwickelt worden waren, als auch die besonderen Merkmale des hier interessierenden und krankheits-spezifischen Diagnoseprozesses zu erhellen. An dieser Stelle expliziert er nachträglich sein Vorgehen und seine allgemeine Relevanz.

Während ein solches exemplarisches Vorführen einerseits immer wieder notwendig ist, muss man andererseits darauf achten, dass dadurch nicht die Eigenaktivität der Werkstattgruppe entmutigt und ihre Kreativität abgewürgt wird. Anselm Strauss warnte in dem Interview, das ich mit ihm

fürte, vor dieser Gefahr, aber deutete auch an, dass es schwierig sei, die rechte Balance zu finden. Das ist für mich tröstlich, weil ich immer wieder in diese Falle rutsche – insbesondere angesichts von Zeitknappheit im Zusammenhang mit Abgabefristen von Arbeiten oder wenn der Abstand zwischen Terminen, an denen jemand an die Reihe kommt, aufgrund der zu hohen Teilnehmerzahl zu groß wird und man sich genötigt sieht, am Ende eines Werkstatttreffens eine für den weiteren Arbeitsprozess aufwendige analytische Ergebnissicherung vorzunehmen. (Im letzten Jahr verfiel ich dann, weil ich zu viele studentische Forschungsprozesse begleitete, auf den Ausweg, manchmal mehre Werkstattsitzungen in einer Woche anzubieten, was – im Rückblick betrachtet – ziemlich bescheuert war: Zum einen lief man Gefahr, dass das Setting der Forschungswerkstatt erodierte – man tagte immer nur in kleinen Gruppen und in unterschiedlicher Zusammensetzung - und sich eine gemeinsame Geschichte auflöste (auf die Notwendigkeit einer gemeinsamen Geschichte gehe ich gleich noch ein). Zum anderen verliert man unter solchen Bedingungen als Werkstattleiter seine Kreativität und brennt aus – da sind wir wieder beim „Burn-Out-Syndrom“. Wenn sich die Balance zugunsten des permanenten „Vorturnens“ durch den Werkstattleiter verschiebt, wird die Eigendynamik der interaktiven Erkenntnisbildung in der Gruppe abgewürgt – es entsteht dabei auch eine Versorgungshaltung - und man riskiert, die einzelnen Forscherinnen und Forscher gewissermaßen zu enteignen.

Zu den Komponenten der Arbeit eines Werkstattleiters gehört nach meinem Verständnis auch, den Arbeitsbogen der jeweiligen Projekte durch individuelle Beratungsarbeit zu begleiten – z. B. auch durch exemplarische Rückmeldungen zum Inhalt und sprachlichen Ausdruck von schriftlichen Beschreibungsversuchen oder durch Mithilfe bei der zeitlichen Strukturierung; gerade die (dosierte) schriftliche und mündliche Kommentierung von Beschreibungsversuchen, die zu Papier gebracht wurden, ist enorm wichtig, weil sich die studentischen Forscherinnen bei der Durchführung struktureller Beschreibungen neuartige sprachliche Fertigkeiten aneignen und sichtbar machen müssen (die genaue Differenzierung der vielfältigen Perspektiven im Datenmaterial z.B. mithilfe des Konjunktivs und anderer sprachlicher Mittel, Abstufungen hinsichtlich des Modalitätengehalts von Aussagen, das Changieren zwischen einer „Frosch-“ und einer „Vogelperspektive“ usw.) und dieser Prozess erst einmal einige Mühe bereitet. Auch hier muss man darauf achten, dass die schriftlichen Rückmeldungen zu entstehenden Texten (etwa verschriftlichten strukturellen Beschreibungen) exemplarisch bleiben und nicht flächendeckend werden. Das gelingt nur, wenn die jeweilige Forscherin tatsächlich genügend Verantwortung für ihr Projekt übernimmt. – Der Werkstattleiter sollte auch dazu beitragen, dass sich solidarische und egalitäre Arbeitsbeziehungen entwickeln können und ein kooperativer Argumentationsstil vorherrscht. Dazu gehört beispielsweise auch, eigene Fehleinschätzungen einzugestehen und zu thematisieren und anzuerkennen, dass auch diejenigen, die über sehr wenig Forschungserfahrungen verfügen, häufig mehr sehen und erkennen als man selber.

Zentral an der Arbeitsweise von Forschungswerkstätten ist für mich das Prinzip der Wechselseitigkeit. Von den Teilnehmern wird erwartet, dass sie kontinuierlich mitmachen, sich wechselseitig auf die Materialien der jeweils anderen einlassen, das heißt auch, sich Zeit für eine gründliche Vorbereitung – die Textsegmentierung und schriftliche Kommentierung – nehmen und sich am Gespräch in der Werkstatt aktiv beteiligen. Es hat sich eingespielt, dass zu Beginn eines Treffens alle Beteiligten – abgesehen von demjenigen, der sein Material einbringt – in einer Einschätzungsrunde ihre Eindrücke zum Text reihum mitteilen. Wenn eine solche Wechselseitigkeit funktioniert, entstehen eine gemeinsame Geschichte und ein kollektives Gedächtnis der Werkstatt, was sich z. B. darin zeigt, dass sich die Teilnehmer an Besonderheiten der Datenmaterialien der anderen er-

innern, wenn es in späteren Phasen der Zusammenarbeit um kontrastive Vergleiche und die Entwicklung theoretischer Modelle geht. Wie intensiv die Beteiligten Verantwortung für einander übernehmen, ist unterschiedlich, in manchen Werkstatt-„Generationen“ ist das stärker ausgeprägt als in anderen. Ich wünschte mir manchmal, dass mein Vorturnen und meine Rückmeldungen weniger wichtig wären und sich bei den Teilnehmern mehr untereinander entwickeln würde: dass man beispielsweise Entwürfe von strukturellen Beschreibungen oder anderen Teilen einer entstehenden Arbeit untereinander kursieren lässt und nicht immer nur mir präsentiert. Aber vielleicht geschieht das auch, und ich merke es nur nicht. Es gibt auf jeden Fall Formen des selbstverständlichen alltäglichen Erfahrungsaustauschs und der Unterstützung unter den Teilnehmern, von denen ich häufig nicht so viel im Detail mitbekomme.

Es hat sich eine heterogene Zusammensetzung der Teilnehmer bewährt, was die Vielfalt an Themen, die Unterschiedlichkeit der Datenmaterialien (Interviewtranskriptionen, Transkriptionen von Aktualtexten, ethnographische Feldprotokolle, schriftliche Dokumente usw.), die Phasen, in denen sich die Forschungsprojekte befinden, den Wissensstand und die Vorerfahrungen und Biographien der Teilnehmer betrifft. An dem Forschungsseminar von Anselm Strauss, an dem ich teilgenommen habe, waren immer Doktorandinnen beteiligt, die entweder Soziologinnen oder Krankenschwestern waren, was ich als sehr anregend empfand. (Seine wichtigste Mitarbeiterin in seinem letzten Lebensjahrzehnt war übrigens eine promovierte Krankenschwester, Julie Corbin.) Die Heterogenität einer Werkstattgruppe ist eine wichtige Bedingung, um einen fremden Blick zu ermöglichen. Die Teilnehmer schmoren dann nicht im eigenen Saft, sondern sind genötigt, Hintergrundannahmen zu explizieren und feste Überzeugungen einzuklammern. (Ein Beispiel aus meiner Forschungswerkstatt in Kassel war die Interaktionsanalyse einer psychodramatischen Gruppensupervision. Der Forscher steckte selbst tief drin in der Sinnwelt des Psychodramas, während die anderen Teilnehmer – mich eingeschlossen – zu diesem Zeitpunkt nichts davon verstanden. Genau das machte den Reiz der Zusammenarbeit aus und erwies sich als fruchtbar für die Entstehung neuer Einsichten.)

Wenn die Teilnehmer unterschiedlich weit sind in ihren Projekten, können diejenigen, die weiter sind, ihre Erfahrungen weitergeben und vermitteln, wie sie mit schwierigen Situationen umgegangen sind. Auf diese Weise fällt es den neu Hinzugekommen leichter, spätere Arbeitsschritte zu antizipieren. Das ist natürlich abhängig von den lokalen Ausbildungsbedingungen. Ich bekomme das in dem Kontext, in dem ich zur Zeit arbeite, nur schwer hin, weil diejenigen, die ihre Arbeit fertiggestellt haben, aus guten Gründen immer sofort ausscheiden, um sich nach einer Arbeitsstelle umzuschauen. (Es passiert auch oft, dass sie schon vor Abschluss ihrer Forschung aus der Werkstatt ausscheiden, weil sie schon nicht mehr am Studienort wohnen oder bereits angefangen haben zu arbeiten.) Ihre Erfahrungen gehen der Werkstatt verloren, so etwas wie eine lokale Traditionsbildung wird erschwert. (Das wäre alles sehr viel leichter, wenn auch Doktoranden teilnehmen könnten, die sich in einem ganz anderen Zeitrahmen bewegen, aber an dem FH-Fachbereich Soziale Arbeit, an dem ich tätig bin, gibt es keine Doktoranden.)

Noch ein paar abschließende Bemerkungen zum Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Auf unseren Treffen werden nie irgendwelche strukturellen Beschreibungen oder sonstigen Ausarbeitungen, die unabhängig vom Werkstattgeschehen entstanden wären, vorgestellt und diskutiert, es geht i. d. R. darum, sich gemeinsam auf Datenmaterialien einzulassen, die auch von der jeweiligen Forscherin noch nicht schriftlich bearbeitet worden sind. Die Teilnehmer nutzen das, was in den Werkstattbesprechungen entsteht (und was von ihnen, wenn sie das möchten, auf

Band aufgezeichnet wird), für ihre eigenen schriftlichen Ausarbeitungen, was meist mit anfänglichen Unsicherheiten einhergeht. Die Rede davon, dass sie das „nutzen, was in den Werkstattbesprechungen entsteht“, verdeckt natürlich noch die Komplexität dieses Prozesses der schriftlichen Ergebnissicherung und Erkenntnisgenerierung. Es wäre lohnenswert, der Frage systematischer nachzugehen, was beim Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit in diesem Kontext geschieht und welche anfänglichen oder auch wiederkehrenden Schwierigkeiten dabei auftauchen. Und (wie schon angedeutet): Man muss sich Schreibfertigkeiten aneignen, die ansonsten im Studium selten gefördert werden. Die studentischen Forscher erleben es dabei als hilfreich, sich an Beispielen von Diplomarbeiten von Vorgängern zu orientieren, um zu sehen, wie diese die Darstellungsaufgaben im Zusammenhang mit unterschiedlichen Analyseschritten gelöst haben. Dabei lege ich allerdings immer Wert darauf, solche Darstellungen nicht als „Kochbuchrezepte“ zu empfehlen, weil das die Kreativität der einzelnen Forscher unterdrücken und die Entwicklung eines eigenen Stils entmutigen würde. Sie sollen sich außerdem klarmachen, dass man bei der Produktion von Texten, die einen letztlich zufrieden stellen, einen langen Atem braucht und sich nicht frühzeitig entmutigen lassen sollte, wie dies Howard Becker in seinem Buch „Writing for Social Scientists“ (1986) plastisch beschreibt.

Der Übergang zur Produktion eigener Texte auf der Grundlage der gemeinsamen diskursiven Datenanalyse fällt Studierenden hin und wieder auch schwer, wenn in ihrem Kopf die Frage herumspukt, wem eigentlich die artikulierten Ideen gehören. Kann man sich das ohne weiteres zu Eigen machen, was nicht von einem selbst stammt? Diese Frage wird zwar nicht oft gestellt, aber mein Eindruck ist, dass sie unterschwellig eine Rolle spielt. Ich versuche dann klar zu machen, dass die Beobachtungen und guten Einsichten, die in Werkstatttreffen zusammengetragen werden, nur deshalb entstehen können, weil alle Anwesenden irgendwie – wie auch immer – an ihrer Produktion beteiligt sind (und sei es durch naive Fragen und lautes Sich Wundern). Wie mir Anselm Strauss in dem mit ihm geführten Interview sagte: „It doesn't make any difference who's got the idea You learn that you don't possess your ideas. It's a process of sharing“. (Er sprach darüber unter Bezugnahme auf seine Forschungsseminare, aber diese Einsicht hatte er, wie er erzählte, bereits gewonnen, als er gemeinsam mit Alfred Lindesmith ihr 1949 (erstmal) erschienenes Buch „Social Psychology“ verfasste – und zwar in einem Prozess des buchstäblichen gemeinsamen Schreibens und Ausformulierens.)

Die Synchronisation des Rhythmus der einzelnen Projekte und der Zeitressourcen der Gruppe ist noch einmal ein Problem für sich. Es ist auf jeden Fall hilfreich, wenn man frühzeitig in den Prozess des Schreibens gerät und nicht viele Bänder von Gruppensitzungen zu dem eigenen Projekt akkumuliert und sich von ihnen einschüchtern lässt, bevor man selbst etwas zu Papier gebracht hat.

Soweit einige Erfahrungen, die ich mit Forschungswerkstätten gemacht habe. Ich hatte mir ursprünglich vorgenommen, noch sehr viel weiter auszuholen und auch über (in meinen Augen besonders kreative) soziologische Milieus zu sprechen – nämlich an der Universität von Chicago in den zwanziger und dreißiger Jahren und Ende der vierziger und zu Beginn der fünfziger Jahre -, in denen die scharfe Trennung von Ausbildung und Forschung aufgehoben war und in denen sich vieles von dem finden lässt, was ich hier unter dem Begriff der „Forschungswerkstatt“ diskutiert habe. Ich hatte mich u. a. mit Transkriptionen von Interviews vertraut gemacht, die James Carey für sein Buch über die Chicago-Schule mit alten Soziologen geführt hatte, die in den zwanziger und dreißiger Jahren – vor allem unter der Anleitung von Robert Park – in Chicago studiert und

die Monographien verfasst hatten, die heute als die „klassischen“ Arbeiten der Chicago School angesehen werden. (Diese Transkriptionen lagern in der Joseph-Regenstein-Bibliothek an der Universität von Chicago, von dort hatte ich Kopien erhalten.) Ein ähnlich interessantes Milieu hatte sich Ende der vierziger Jahre in Chicago entwickelt, als Erving Goffman, Howard Becker und andere dort studiert hatten. Davon handelt der von Gary Alan Fine herausgegebene Sammelband über „A second Chicago School?“.

Wenn man sich mit den Erfahrungen der ehemaligen Chicagoer Soziologiestudenten befasst, lernt man viel über Strukturen einer informellen Werkstattarbeit und die Bedeutung von Professoren wie Robert Park und später Everett Hughes für die Anregung von kreativen Wandlungsprozessen bei den studentischen Forschern. (Anselm Strauss sprach übrigens häufig davon, dass er viel von Park und Hughes „in sich“ habe. Damit bezog er sich allerdings insgesamt auf Besonderheiten ihres soziologischen Denkens, nicht speziell auf ihr Verhältnis zu Studenten.) Und wenn man bei der Lektüre der Interviews von James Carey oder der Aufsätze in dem Band, der von Fine herausgegeben wurde, eine Brücke schlägt zur Gegenwart, erfährt man viel darüber, was in unseren Hochschulen heute schief läuft und eigentlich besser laufen könnte, ohne dass solche Prozesse in der z. Zt. dominanten Sprache der „strukturellen und inhaltlichen Optimierungen“, der „Effizienzsteigerungen“, der „Eliteförderung“, des „Ranking“ – und was es sonst noch an aktuellen Zaubervörtern und Nebelkerzen gibt – in irgendeiner Weise erfasst werden könnten.

Aber dann habe ich gemerkt, dass das noch einmal ein ganz anderer Vortrag geworden wäre und ich meine „Mittagsvorlesung“ nur schrecklich ausbeulen würde. Deshalb habe ich es damit bewenden lassen, einfach etwas von meinen Beobachtungen und Einschätzungen zur Arbeit in Forschungswerkstätten mitzuteilen, und mache jetzt einfach Schluss.

1. VERANSTALTUNGEN – TAGUNGEN

XVI World Congress of Sociology Quality of Social Existence in a Globalising World

July 23-29, 2006, Durban, South Africa

Research Committee on Biography and Society RC38

Call for Papers

Contributions are invited to the following sessions:

Session 1: Women, men and memory

Joint Session with Research Committee on Women in Society, RC32

Organizers: Sharmila Rege, University of Pune, India, sharmilarege@hotmail.com and Marilyn Porter, Memorial University, Canada, mporter@mun.ca

What we remember, how we remember and how we 'tell' it is the stuff of biographical research. Like everything else it is gendered: how and what women remember is likely to be different to how and what men remember. Men and women have different speech patterns and this is likely to affect how they recount their lives. However, we know very little in detail about these gender differences, how they arise or what they mean.

This session will bring together researchers who have worked on collecting narrative material from either men or women or both, and have observed gender differences in either the content or the process of the narratives. The kinds of questions this session might address are: Do men and women recount different kinds of experiences in their life stories? Is the 'pattern' of remembered life different for men and women? Do men and women elide, change or repress different kinds of memories? Can we determine different sets of priorities in the kinds of markers men and women use to tell their stories?

Session 2: Biographical analyses on, in and for professional practice

Session coordinator: Gerhard Riemann, Otto-Friedrich-Universität, Bamberg, Germany, gerhard.riemann@sowes.uni-bamberg.de

The session will provide a space for exploring and discussing developments in the relationship between biographical research and different kinds of professional practice. Biographical analyses have contributed to a deeper understanding of the far-reaching and subtle consequences of professional interventions (e.g., in medicine and social work) for biographical processes of clients, patients, "users" etc. and their theorizing on their own lives and selves. This research has been helpful for sensitizing (future) professionals with regard to the biographical contexts and conditions of clients' concerns and presentations as well as to the possible consequences of professional work for the life histories and life circumstances of clients and their families. In recent years there has also been a growing interest in the ways in which professionals themselves engage in their own biographical case analyses (e. g., in their joint case discourse) – an interest which was also encouraged by movements within the professions, e.g., "narrative medicine". Ad-

ditionally, professional schools, especially in social work and the health sciences, have started to incorporate biographical research and other interpretative approaches into their training. The purpose of this session is to focus at the relevancies of biographical analyses on, in and for professional practice and to foster a self-reflective and self-critical discussion of such developments and linkages.

Session 3: Artists, biography and creativity

Session coordinator: Feiwei Kupferberg, Danish Educational University, Denmark, feiwei@dpu.dk

In this session we would like to invite papers focusing upon the life experiences and identity constructions of artists in the broad sense, that is individuals working professionally within the fine arts, literature, theatre, film and television, music and entertainment industries etc. Since the question of artistic creativity plays an important role in how artistic talents are recognized and creativity is also central in the type of work artists are engaged in professionally both as individuals and in their relations to other colleagues, organizations, milieus and the broader society, we especially welcome contributions which take the relation between biography and creativity among artists into account. Papers could be based upon traditional biographical interviews with artists, but we also welcome biographical analyses based on other types of biographical material such as letters, essays, novels and other types of artistic products, auto/biographies etc. as long as it can be argued that these are relevant from a biographical point of view. Methodologically reflections related to how such other types of biographical material can supplement traditional biographical interviews are encouraged.

Session 4: Narrating social suffering among the marginalised in South Africa

Session coordinator: Jan K Coetzee, Rhodes University, South Africa, j.k.coetzee@ru.ac.za

This session aims at bringing together people's experiences of social suffering. The biographical accounts of people living on the margin of South African society will form the basis of papers. We will attempt to cover a variety of experiences of suffering - representing separate strands in the broad tapestry of poverty, underdevelopment, homelessness, ill-health, lack of education, inadequate access to political power, lack of social security, resorting to escapist solutions (such as alcohol and drugs), etc.

Session 5: Biographical processes and collective identities

Session coordinators: Ursula Apitzsch, J.W.Goethe University, Germany, apitzsch@soz.uni-frankfurt.de and Lena Inowlocki, J.W.Goethe University, Germany, inowlocki@soz.uni-frankfurt.de
Gerhard Riemann, Otto-Friedrich-Universität, Bamberg, Germany, gerhard.riemann@sowes.uni-bamberg.de

The session will present a forum for papers and discussions concerning the relation between individual biographies and collective – regional, ethnic, religious, national, and transnational – identities. A special focus will be the life historical relevance of traditional and newer orientations towards "imagined communities" (Anderson). The broad definition of the conference topic aims at a general assessment of what sociological biographical research can contribute towards an understanding of the complex and paradoxical identity processes in contemporary societies. The biographical and social dimensions of change become accentuated in the course of systems transformation, in the relation between centers and peripheries and in global migration.

What are the biographical consequences of the loss of collective identities, and what is the meaning of the emergence of newer collective identities? How do rediscovery and reinforcement of formerly rejected or presently devalued or disputed collective identities matter for the life history and for the style of life of society members? Which delineations between „us“ and „them“ are changing? Trajectories of uprooting and marginalization might be in contrast with processes of social learning and creative development in "hybrid", bi- and multicultural life situations. In view of the broad topic, we welcome sociological contributions taking into account also developments in related interdisciplinary scientific fields.

Session 6: Different ways of analysing biographical case studies

Session coordinators: Brian Roberts, University of Huddersfield, UK, b.roberts@hud.ac.uk and Gabriele Rosenthal, University of Göttingen, Germany, g.rosenthal@gmx.de

This kind of session at the world congress has become an established forum for discussion of methodological approaches and methods of analysis - similar sessions have been very successful at the last two world congresses. Participants from different methodological approaches will be asked to exemplify their way of biographical case study analysis using the same biographical-narrative interview provided by the session organizers. Researchers will be invited to demonstrate their methodology and "techniques" and this will form a basis for comparison during discussion.

Session 7: Subjectivity in the social sciences. What can biography research offer?

Session coordinator: Henning Salling Olesen, Roskilde University, Denmark, hso@ruc.dk

The session invites contributions to methodological discussion about the ways in which biographical research theorize subjective aspects of societal relations, referring to at least the following levels of research:

- * Subjectivity as a moment of the social object (agency, intentionality, culture)
- * The researcher subjectivity as a moment in the research process, e.g. in interviews and in interpretation
- * The subjective aspect of representation and imagination and the relations between them.

Contributions should not be papers of a methodological nature only, but also empirical cases illuminating the methodological questions and offering concrete (historically situated) answers to the questions.

The session should try to take classical discussions between 'realists' and 'constructionists' a bit forwards, and point out general implications for sociological theorizing in biographical research.

Session 9: Transnational biographies.

Joint Session with Research Committee on Ethnic, Race and Minority Relations, RC05

Session coordinators: Floya Anthias, Oxford Brookes University, UK, fanthias@brookes.ac.uk and Helma Lutz, University of Muenster, Germany, hlutz@uni-muenster.de

This session aims to bring together those researchers from RC 05 (Ethnic, Race and Minority Relations) and RC 38 (Biography and Society) who work on transnational biographies. In a globalizing world more and more people do not only develop the desire and have the prospect of leaving their region or country of residence, travel beyond national borders and settle in another country, but in fact do so. There are many factors, processes and reasons involved in people's decisions that need to be explored, researched and theorized. Among the questions this session is hoping to ad-

dress are the following: What exactly is a transnational biography? What factors are influential for the development of a transnational biography? Which groups of people are involved? How do people live and narrate transnational life-stories? What are the adequate methods for studying and analyzing transnational biographies? How useful are the concepts and theories currently used for explaining transnational processes? We welcome papers dealing with these questions on both a theoretical as well as an empirical level.

Session 10: Scientists' biographies as a mode of probing science in context

Joint session with Research Committee on Science and Technology, RC23

Chairs: Hebe Vessuri, Venezuelan Institute of Scientific Research, Venezuela, hves-suri@supercable.net.ve and Gabriele Rosenthal, University of Goettingen, Germany, g.rosenthal@gmx.de

What can be learned from scientists' biographies on the social context that allows for a successful scientific career?

Potential paper givers should send paper proposals to session coordinators before October, 1st 2005. Programme Co-ordinator: Gabriele Rosenthal; Methodenzentrum Sozialwissen; Georg-August-University; Platz der Goettinger Sieben 3; 37073 Goettingen; Germany; tel: 49-551 39 12413; fax: 49-30-6234483; g.rosenthal@gmx.de

„Lüdenscheider Gespräche“

Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen

Herbst und Winter 2005/2006

Mittwoch, den 28. September 2005, 17 Uhr

„2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß.“ Die Gegenwart der Vergangenheit in einer deutschen Familie. Film und Diskussion

ReferentInnen: Malte Ludin (Regisseur) und Iva Svarzová (Produzentin).

Mittwoch, den 2. November 2005, 17 Uhr

50 Jahre Anwerbevertrag – Italienische Einwanderer in Deutschland seit 1955. Vortrag mit Diskussion

Referentin: Yvonne Rieker (promovierte Historikerin)

Mittwoch, den 23. November 2005, 17 Uhr

Das Misstrauensvotum und seine Geschichte. Vortrag mit Diskussion

Referent: Gottfried Mahrenholz (Bundesverfassungsrichter a. D., Minister a. D. und Hochschulprofessor)

Mittwoch, den 7. Dezember 2005, 17 Uhr

Die DDR und ihre gesamtdeutschen Autobahnen. Filmausschnitte und Diskussion

Referent: Axel Doßmann (promovierter Historiker, arbeitet für Wissenschaft, Hörfunk und Film)

Mittwoch, den 18. Januar 2006, 17 Uhr
Die letzte Schlacht. Film mit anschließender Diskussion
Referent: Ulrich Lenze (Regisseur und Produzent)

Mittwoch, den 15. Februar 2006, 17 Uhr
Auschwitz und die Folgen. Polen und Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg. Vortrag mit Diskussion
Referent: Wladislaw Bartoszewski (Publizist, Historiker und Politiker)

Mittwoch, den 15. März 2006, 17 Uhr
Die Himmelscheibe von Nebra. Vortrag mit Diskussion
Referent: Harald Meller (promovierter Landesarchäologe und Direktor des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt)

Alle Veranstaltungen finden statt im: Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen, Liebigstr. 11, 58511 Lüdenscheid, Tel. 02351-24580
Homepage: www.fernuni-hagen.de/INST_GESCHUBIOG

Scham . Beschämung . Anerkennung

18. - 20. November 2005, Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg

Wer sich schämt, will im Boden versinken, sich den Blicken der anderen entziehen. Scham ist eine versteckte Emotion, die so schwer erträglich ist, dass sie häufig abgewehrt wird: Um sich nicht selbst schämen zu müssen, werden andere beschämt, verhöhnt, verachtet, wie Dreck behandelt, ausgeschlossen oder vernichtet. Frühe, sog. »Scham-Kulturen« bedienen sich vorwiegend der Scham zur Regulierung ihrer zwischenmenschlichen Beziehungen. Nach diesem Muster funktionierte auch die Diskriminierung und Verfolgung von jüdischen und nichtkonformen Bürgern im Nationalsozialismus: Sie wurden öffentlich gedemütigt, aus der »Volksgemeinschaft« ausgestoßen und vernichtet.

Scham ist ein sozialer Affekt, der in allen zwischenmenschlichen Beziehungen akut werden kann. Daher ist es für alle, die mit Menschen arbeiten, wichtig, Scham und Schamabwehr zu erkennen, um damit umgehen zu können. Etwa in Psychotherapie und psychologischer Beratung, wenn Klienten ihre Gefühle als »Schwäche« erleben und abwehren müssen. In Medizin und Altenarbeit, wenn kranke oder alte Menschen sich ihrer Abhängigkeit oder des Kontrollverlusts von Körperfunktionen schämen und dies verleugnen.

In Sozialarbeit und Sozialpädagogik, wenn Arbeitslosigkeit oder Armut als Makel erlebt werden. Oder in der Pädagogik, wo es nicht darum geht, Schüler für ihre Fehler zu beschämen, sondern das Lernpotenzial von Fehlern zu erkennen und zu nutzen. Lehrer selbst sind heute, wie kaum eine andere Berufsgruppe, öffentlichen Beschämungen ausgesetzt (»faule Säcke«).

Die verschiedenen Beiträge und die zum Teil geschlossenen, berufsbezogenen Arbeitsgruppen untersuchen Scham und ihre Abwehrformen, ihre geschichtlichen und aktuellen Auswirkungen und

ihre Bedeutung für psychosoziale und pädagogische Arbeitsfelder. Möglichkeiten des konstruktiven Umgangs mit Scham und Wege zu einer Kultur der Anerkennung werden erarbeitet.

Die Tagung richtet sich an alle Interessierten, besonders an die in den genannten Berufsfeldern Tätigen sowie an Studierende. Sie ist als zertifizierte Fortbildungsveranstaltung für Ärzte und Psychologen anerkannt. Zum Gespräch mit den Referierenden und untereinander sind Sie herzlich eingeladen.

Kontakt: Thomas Herkert Monika Rappenecker; Katholische Akademie; Postfach 947 Telefon 0761/31918-0; 79009 Freiburg Telefax 0761/31918-111; E-Mail: mail@katholische-akademie-freiburg.de Internet: www.katholische-akademie-freiburg.de

Macht Analyse Kritik. Zur politischen Dimension qualitativer Forschung

2./3. Dezember 2005, Fakultät für Pädagogik, Universität Bielefeld

Qualitative Forschung tritt häufig explizit oder implizit mit dem Anspruch auf, Kritik an gesellschaftlichen Machtverhältnissen zu üben. Zugleich steht wissenschaftliche Tätigkeit nicht außerhalb von Machtverhältnissen und muss sich fragen lassen, in welcher Weise sie in diese verstrickt und an ihrer Reproduktion beteiligt ist. Diese doppelte Auseinandersetzung – zum einen mit Kritik, die qualitative Forschung leistet, und zum anderen mit Kritik an qualitativer Forschung – steht im Mittelpunkt der Tagung.

Die Veranstaltung, die in einer Reihe von Tagungen zu qualitativer Forschung nun zum dritten Mal an der Bielefelder Fakultät für Pädagogik stattfindet, wird wesentlich von Mitgliedern der Bielefelder Forschungswerkstatt und der Forschungsgruppe biographie- und kulturanalyse (fobika) organisiert. Der Charakter der Tagung ist dadurch bestimmt, dass nur wenige impulsgebende Vorträge, dafür aber viel Raum für Diskussionen und Arbeitsgruppen vorgesehen sind. Außerdem wird es eine Posterpräsentation laufender und abgeschlossener Arbeiten aus der Forschungswerkstatt geben.

Die Veranstaltung richtet sich an Studierende, Promovierende, Forschende, Lehrende und andere am Thema Interessierte.

Ein detailliertes Vorprogramm mit Anmelde-möglichkeit wird in Kürze auf der homepage der Forschungsgruppe biographie- und kulturanalyse zu finden sein: www.uni-bielefeld.de/fobika.

Kontakt: christine.thon@uni-bielefeld.de ; bettina.dausien@uni-bielefeld.de ; paul.mecheril@uni-bielefeld.de

Rekonstruktion und Intervention
Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung
2. Bundesweite Tagung

12. – 14. Januar 2006, Evangelischen Fachhochschule Darmstadt

Fallrekonstruktive Verfahren wurden in den Sozialwissenschaften vor allem als Forschungsinstrumente entwickelt. Im Praxisfeld professioneller Arbeit gewinnt jedoch die Fallbezogenheit und konkrete Handlungspraxis, die in der Sozialforschung eine zweite Priorität einnimmt, Vorrang. Der beratende, helfende, unterstützende Umgang mit Klienten (seien es Individuen oder Gruppen) erzwingt Spezifik, bringt professionelle Erfahrung, lokales Wissen der Klienten und Professionellen in den Vordergrund. Auf der Tagung wird anhand empirischer Beiträge aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern aufgezeigt, welchen Beitrag die rekonstruktive Sozialarbeitsforschung zur Verbindung von Wissen und Handeln, von Rekonstruktion und Intervention leisten kann.

(Vorläufiges) Tagungsprogramm

Donnerstag, den 12.1.2006

- 16-17 Uhr: Begrüßung durch die Präsidentin der Ev. Fachhochschule
 Ingrid Miethe: Eröffnungsvortrag: Rekonstruktion, Intervention und Forschungsethik (Arbeitstitel)
- 17-18 Uhr: Eröffnungsvortrag: Sue White (University of Huddersfield, GB): Interrogating the tacit dimensions of practice - qualitative enquiry and social work
 Anschließend: Büffet und Posterpräsentation von Lehrforschungsprojekten

Freitag, den 13.1.2006

- 9-10 Uhr: **Plenumsvortrag** von Andreas Hanses (Universität Bremen): Fallanalyse als eine Epistemologie der unterdrückten Wissensarten?
- 10.30-13.30 Uhr: Parallel angebotene **Arbeitsgruppen**
- AG I: Fallrekonstruktionen in der Jugendhilfe** (Moderation: Wolfram Fischer)
 Martina Goblirsch (Universität Kassel): Interaktion - Erinnerung - Biographie. Empirische Grundlagen einer narrativ-biographischen Diagnostik
 Daniela Neubert (Universität Kassel/ Mut zur Zukunft, Kirchberg a. d. J.): Diagnostik und Intervention in der Sozialen Arbeit. Ein Fallbeispiel aus der Jugendhilfe
 Manfred Jöbgen/ Inga Sander (Institut für pädagogische Diagnostik, Rörath) Die „pädagogische Diagnostik“ als Voraussetzung einer professionalisierten Interventionspraxis in der Sozialen Arbeit
 Susanne Gerber und Walter Rehberg (Hochschule für Sozialarbeit Bern): Eine Fall-Typologie von jungen Erwachsenen in der Sozialhilfe: Folgerungen für die Intervention und Möglichkeiten der Kommunikation zwischen und Forschung und Praxis
- AG II: Professionelle Arbeit und Selbstbestimmung: Zum Umgang mit chronischer Krankheit und Behinderung** (Moderation Gerhard Riemann)
 Ulrike Höhmann / Margret Flieder (EFH Darmstadt): Fallrekonstruktionen auf der Grundlage des Trajektkonzepts zur Verbesserung der pflegebezogenen Interventionsplanung und -gestaltung: Die Zielsetzung und Umsetzung im Studiengang „Pflegerwissenschaft“

an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt

Elisabeth Engelmeyer (Hephata): Die People First Bewegung als aktivierender Einfluss auf biografische Handlungsmuster von Menschen mit Behinderung

Birgit Griese und Hedwig Rosa Griesehop (Universität Mainz / ASFH Berlin): Fallverstehen und Ressourcenorientierung: Rekonstruktive Forschung auf Basis der Lebensgeschichten an Multipler Sklerose erkrankter Menschen

Martina Obermann (FH Frankfurt): Arbeit zwischen Routine und Krise: Handlungserfordernisse im „sozialen Frühstadium“ der Alzheimer-Erkrankung

AG III: Interventionsformen und Lernprozesse in der Arbeit mit Migranten und in der transkulturellen Kooperation (Moderation Cornelia Giebeler)

Marion Küster und Bettina Völter (HMT Rostock / Berlin): „Theater als Soziale Intervention“ – Praxis-Reflexionen aus einem deutsch-brasilianischen Kooperationsprojekt

Siglinde Namumann (FH Potsdam): Möglichkeiten der Verknüpfung selbstreflexiven Lernens und rekonstruktiver Forschung in interkulturellen Zusammenhängen

Cengiz Deniz (Frankfurt): Katamnestiche Rekonstruktion erziehungsberaterischer Praxis mit Rat suchenden Migranten

Barbara Schramkowski (Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg) „Für mich hat dieses Integrationswort mit der Zeit seinen Wert verloren.“ – Sichtweisen junger Erwachsener mit Migrationshintergrund auf Integration

AG IV: Forschungsmethoden im Kontext von Rekonstruktion und Intervention (Moderation: Ingrid Miethe)

Cornelia Helfferich / Jan Kruse (EFH Freiburg): Hermeneutisches Fremdverstehen als eine sensibilisierende Praxeologie für sozialarbeiterische Beratungskontexte

Cornelia Mansfeld (EFH Darmstadt): Die Interpretation von Gruppendiskussionen unter Bezug auf gruppenanalytische Verfahren nach S.F. Foulkes

Thomas J. Feuerstein (FH Wiesbaden): Computerunterstützte Netzwerkanalyse und Netzwerkförderung

Michael May (FH Wiesbaden): „Kompetenzen im Netzwerk aktivieren (KONEKT)“ – Ein Konzept formativer und zugleich partizipativer Evaluation

15-18 Uhr: Parallele **Forschungswerkstätten**

Werkstatt A zur **narrativ-biographischen Diagnostik** (Leitung: Martina Goblirsch und Wolfram Fischer)

Werkstatt B **Objektive Hermeneutik in der Sozialen Arbeit** (Arbeitstitel): Leitung: Klaus Kraimer und Bernhard Hauptert

Werkstatt C **Erfahrungen aus der Werkstattarbeit mit Studierenden der Sozialen Arbeit in Bielefeld und Bamberg** Leitung: Cornelia Giebeler und Gerhard Riemann

18.30-19.30 Uhr: Netzwerktreffen (offen für alle TeilnehmerInnen der Tagung)

Samstag, den 14.1.2006

9-12 Uhr: Parallel angebotene **Arbeitsgruppen**

AG V: **Geschlecht und Lebenszyklus** (Moderation: Cornelia Giebeler)

Silke Birgitta Gahleitner (EFH Ludwigshafen): „Ich wusste, das ist hier verschlossen“ – Trauma – (k)ein Thema im Alter

Ulrike Loch (Universität Kassel): Ressourcenorientierte Forschung in Grenzbereichen
 Sabine Pregitzer / Barbara Thiessen (Universität Bremen): Eigenständige Lebensperspektiven für junge Mütter. Zirkuläre Prozesse von Forschung und Praxis
 Adrian Gaertner (FH Bielefeld): (Thema wird noch spezifiziert: aus seinen Forschungen zum Erleben von Schwangerschaft)

AG VI: Die Soziale Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen (Moderation Burkhard Hill)

Michaela Köttig und Regina Rätz-Heinisch (Universität Göttingen/ ASFH Berlin): „Potenziale unterstützen, Selbstverstehen fördern“ – Dialogische Biographiearbeit in der Kinder- und Jugendhilfe

Kurt Möller (FH Esslingen): Anwendungsorientierung in sozial(arbeits)wissenschaft-licher Forschung über Wissenschaft-Praxis-Kooperation

Johannes Stehr (EFH Darmstadt): Konturen und Chancen einer ressourcenorientierten Bewältigungsforschung der Sozialen Arbeit

Claudia Streblov (Jugendstiftung Berlin): Evaluation als Bewertungs- und Interventionsinstrument

AG VII: Praxisreflexionen (Moderation: Rudolf Schmitt)

Birgit Bender-Junker (EFH Darmstadt): Ethische Beschreibungen in der sozialen Arbeit
 Heidrun Schulze (Universität Kassel): Wo kreuzen sich Biographieforschung und Resilienzforschung? Auswirkungen und Innovationen für die wissenschaftliche und professionelle Praxis

Hanna Beneker (FH Bielefeld): Begegnungen in biographischen Räumen. Soziale Wirklichkeit in der professionellen Handlungspraxis lebensnah und lebensgeschichtlich reflektieren und verstehen

Elke Schimpf (EFH Darmstadt) Lebensgeschichten als Lerngeschichten - Narrative Interviews mit Studierenden, BerufspraktikantInnen und Professionellen der Sozialen Arbeit

12.30-13.30 Uhr: **Abschlussvortrag** Bernhard Hauptert (Katholische Hochschule Saarbrücken): Rekonstruktion und Intervention

13.30-13.45 Uhr: Ende der Tagung

Vorbereitungsgruppe: Ingrid Miethe, EFH Darmstadt; Wolfram Fischer, Uni Kassel, Cornelia Giebler, FH Bielefeld, Martina Goblirsch, Uni Kassel, Gerhard Riemann, Uni Bamberg

Kontakt: Prof. Dr. Ingrid Miethe, Zweifalltorweg 12, 64293 Darmstadt, Email: miethe@injamati.de

9. Bundesweiter Methodenworkshop zur qualitativen Bildungs- und Sozialforschung

20./21. Januar 2006 Magdeburg

Der Workshop bietet insbesondere NachwuchswissenschaftlerInnen (vor allem DoktorandInnen, HabilitandInnen und wissenschaftlichen MitarbeiterInnen) ein Forum, in dem sie unter fachlich kompetenter Anleitung durch erfahrene ForscherInnen an eigenem oder fremdem Datenmaterial aus aktuellen Projekten arbeiten können. Als mögliche "Text"sorten kommen Interviews, Aktualtexte, Gruppendiskussionsaufzeichnungen, Tagebücher, Briefserien, ethnographische Protokolle aber auch Bilder, Fotos, Videosequenzen, Collagen, Broschüren etc. in Frage.

Da die Erfahrung zeigt, dass das Einüben von qualitativen Methoden an Beispielen aus der Forschungspraxis intensive Lernchancen bietet, findet die Arbeit beim Workshop in von erfahrenen

WissenschaftlerInnen und ForscherInnen geleiteten Arbeitsgruppen statt und ist nach dem Vorbild von Forschungswerkstätten organisiert. In Abgrenzung zu reinen Methodenschulen werden methodologische und methodische Fragestellungen im Hinblick auf das spezifische Setting und die Ziele der jeweiligen Forschungsprojekte bearbeitet, so dass konkrete Methodenprobleme und Lösungswege sowie methodische Alternativen am realen Beispiel erörtern werden können. Auf diese Weise sollen Vor- und Nachteile etablierter Verfahren im Hinblick auf die eigenen Forschungsbedingungen sowie mögliche ‚Anwendungsprobleme‘ zur Sprache kommen und somit die Praxis qualitativer Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung diskutiert, methodisch reflektiert und weiter entfaltet werden.

Für die Teilnahme am Workshop ist eine Zugang zum Internet und eine persönliche Erreichbarkeit über Email unerlässlich, da sämtliche Informationen und auch der Austausch des Datenmaterials über die Website des ZBBS und über Email organisiert wird. **Anmeldeschluss** für TeilnehmerInnen, die eigenes Material vorstellen wollen (sog. 'aktive TN'), ist der **10. Oktober 2005**. Für alle anderen TeilnehmerInnen ist Anmeldeschluss der 10. Dezember 2005. Weitere Informationen zu den geplanten 13 AG's und deren GruppenleiterInnen, Anmeldungsmodalitäten sowie Tagungsablauf und -ort finden Sie ebenfalls auf der Homepage: www.zbbs.de

Weitere Informationen: Dr. Walter Bauer, Zentrum für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS) Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg, Tel.: 0162-2766759, Fax: 0391-6716502, E-Mail: ZBBS@gse-w.uni-magdeburg.de

Einführungskurs Biografie-Arbeit. Berufliche Weiterbildung

15. bis 19. Mai 2006, , Fachhochschule Frankfurt am Main

In Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit setzt sich ein neues Denken und Handeln durch, als Alternative zur herrschenden psychologischen und ökonomischen Orientierung: die (Wieder-) Entdeckung des Menschen als aktiv tätig, Schöpfer/in seiner/ihrer selbst, der eigenen Welt und Geschichte. Damit werden „Biografie“ und „Narration“ zu Schlüsselbegriffen für Identitätsbildung und -veränderung; dies in der wissenschaftlichen Reflexion, vor allem aber als weiterführender Arbeitsansatz in vielen Feldern Sozialer Arbeit.

Die eigene Geschichte, Erfahrungen und Erlebnisse werden vom Subjekt sprachlich hergestellt. Sie existieren einerseits als persönliche Erzählungen, Narrationen. Zugleich sind sie Ausdruck kultureller, gesellschaftlicher Diskurse und der ihnen zu Grunde liegenden objektiven Realität. Durch Selbstinterpretation und kollektive Analyse solcher Erzählungen soll das eigene Leben bewusst in Besitz genommen und verändert werden. Dabei können Geschichten und Geschichte eingeordnet, neue Verknüpfungen hergestellt, die eigene Biografie differenziert und mit ihren Widersprüchen rekonstruiert werden. Kontinuitäten und Brüche werden als Stärken entdeckt und genutzt.

Die 40-stündige Veranstaltung vermittelt ein grundlegendes Verständnis der Methode der Biografie-Arbeit. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer werden in der Arbeit mit eigenen (berufs-) biographischen Materialien die vielfältigen Möglichkeiten und die aktivierende Wirkung dieses Ansatzes erleben. Zugleich wird es darum gehen, die zu Grunde liegende Theorie kennen zu lernen. Interessierte sollten deshalb die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit Fachliteratur ebenso mit-

bringen wie Spaß an Rollenspielen und Lust auf Fremd- und Selbsterfahrung. Der Einführungskurs kann genutzt werden als Orientierung auf das Weiterbildende Studium „Biografie-Arbeit“ (Beginn Oktober 2006).

Anmeldung ab sofort, spätestens bis zum 19. Dezember 2005

Informationen: Fachhochschule Frankfurt am Main, Abt. Weiterbildung, Kleiststraße 31, 60318 Frankfurt; fon 069/1533-2686/-2681; fax 069/1533-2683; eMail: buescher@wb.fh-frankfurt.de

2. TAGUNGSBERICHTE

Biographieforschung im sozialwissenschaftlichen Diskurs

1.-3 Juli 2005, Georg-August-Universität Göttingen

Vom 1. bis 3. Juli 2005 fand an der Georg-August-Universität Göttingen die Tagung Biographieforschung im sozialwissenschaftlichen Diskurs mit ca. 140 Teilnehmenden statt. Es handelte sich um eine gemeinsame Tagung der Sektionen Biographieforschung und Methoden der qualitativen Sozialforschung in der DGS, die in Kooperation mit dem Methodenzentrum Sozialwissenschaften der Universität Göttingen durchgeführt wurde (verantwortliche Organisation: Gabriele Rosenthal, Michaela Köttig, Nicole Witte, Thea Boldt). Inhaltlicher Ausgangspunkt der Tagung war das kürzlich erschienene und vom letzten Sprecherinnenkreis der Sektion Biographieforschung herausgegebene Buch „Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodologische Verknüpfungen“², das eine Diskussion dokumentiert, die in den letzten Jahren in der qualitativen Forschung verstärkt geführt wurde. Die Tagung beschäftigte sich mit dem zentralen soziologischen Problem des Wechselverhältnisses zwischen Individuellem und Allgemeinem. Den thematischen Mittelpunkt bildete die Frage, wie sich dieses Verhältnis mit den methodischen Mitteln der Biographieforschung im Hinblick auf konkrete Fragestellungen und soziale Felder beschreiben lässt und welche neuen Perspektiven eine Verbindungen zwischen Biographieforschung und anderen methodischen/methodologischen Verfahren wie der Diskursanalyse bietet. Darüber hinaus bot die Tagung eine Plattform, Ideen, Zwischenstände und Ergebnisse aus Forschungs- und Dissertationsprojekten vorzustellen und mit einem interessierten Fachpublikum zu diskutieren. Der folgende Bericht stellt nur einige Stränge der auf der Tagung geführten Diskussionen vor, was nicht nur mit der thematischen Breite zu tun hat, die durch die Vielzahl der präsentierten Projekte entstanden ist, sondern auch mit der Organisation der Tagung in parallelen Sessions, die nur eine partiellen Kenntnisnahme der Beiträge gestattete.³

Die Diskussionen in den verschiedenen thematisch fokussierten Sessions und Forschungswerkstätten wurden gerahmt durch Vorträge im Plenum. Zum Auftakt stellte Gabriele Rosenthal erste theoretische Befunde und Interpretationen aus dem Projekt über die transgenerationalen Folgen von Deportation, Zwangsarbeit und Vertreibung in Familien von Spätaussiedlern vor. Im Mittel-

² Völter, Bettina; Dausien, Bettina; Lutz, Helma; Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (2005). Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodologische Verknüpfungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

³ Das Tagungsprogramm mit den genauen Angaben zu den einzelnen Beiträgen kann auf der Homepage der Sektion Biographieforschung der DGS nachgelesen werden. http://www.sozioogie.de/sektionen/b02/Tagung/termine_juli05_programm.htm

punkt des Projektes steht die Frage, welche Bedeutung diese Folgen für die Generation der heute in Deutschland lebenden, unter 20jährigen Jugendlichen hat, denen in der Öffentlichkeit von verschiedenen Seiten „Anpassungsschwierigkeiten“ zugeschrieben werden. Erste Ergebnisse deuten darauf hin, dass in den Interviews, die mit Angehörigen dreier Generationen von Aussiedlerfamilien geführt wurden, vermehrt narrative Muster zu finden sind, die Rückschlüsse auf Traumatisierungen durch Zwangsarbeit und Vertreibung zulassen. Es lässt sich die These formulieren, dass die Folgen des beschädigten kommunikativen Gedächtnisses (Jan Assmann) durch die Notwendigkeit des Verschweigens und Umschreibens von Teilen der eigenen (Familien-)Geschichte über mehrere Generationen hinweg dramatische Auswirkungen haben kann. Die besonderen Problemlagen von jugendlichen Spätaussiedlern haben ihre Ursache also nicht nur in den oftmals schwierigen beruflichen Situationen, sondern auch in den von Traumatisierung geprägten Familienbiographien, in Diskriminierungserfahrungen im Herkunftsland, im Prozess der Übersiedlung nach Deutschland und im deutschen Alltag sowie damit verbundenen Erfahrungen von Zugehörigkeit und verwehrter Zugehörigkeit.

Eine der beiden Sessions am ersten Nachmittag beschäftigte sich mit dem Verhältnis von Biographieforschung und Adoleszenzforschung (Vera King, Julia Jancsó, Michaela Köttig, Peter Rieker, Felicia Herrschaft; Leitung: Lena Inowlocki). Parallel dazu fand eine zweite Session zum Thema Biographieforschung und die Analyse von gesellschaftlichen Transformationsprozessen statt (Karin Klenke, Bernd Martens, Tabea Scharrer, Rüdiger Stutz; Leitung: Michael Corsten). Hier wurden zwei sehr interessante Dissertationsprojekte sowie Ergebnisse aus dem DFG-Sonderforschungsbereich 580 an der Universität Jena vorgestellt. Die in den Beiträgen bearbeiteten Forschungsfelder reichten von der Transformation von Feminität in Nord-Sumatra über Konversionsforschung in Ostafrika bis hin zur biographischen Ausgestaltung neuer politischer und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen nach der Wende in Ostdeutschland. Obwohl sich alle Vorträge auf die biographische Bearbeitung gesellschaftlicher Transformationsprozesse bezogen, zeigte sich, dass die Ergebnisse der Projekte nur mit Einschränkungen aufeinander bezogen und verallgemeinert werden können, ohne das Risiko einzugehen, vorschnell bedeutsame Unterschiede zu nivellieren. Dagegen bietet die Kontrastierung so unterschiedlicher Transformationsprozesse viel eher die Möglichkeit, implizite normative Vorstellungen und Modelle von Modernisierung und Entwicklung aufzuspüren.

Am zweiten Tag wurde die Arbeit in parallelen Sessions fortgesetzt. Eine behandelte das Thema Biographieforschung und Oral History (Heidi Rosenbaum, Reinhard Sieder, Tanja Bürgel, Ingrid Miethe und Martina Schiebel; Leitung: Gabriele Rosenthal) in der anderen wurden Formen der Selbstthematization im narrativen Interview (Thomas Scheffer, Alex Kozin, Sylka Scholz) diskutiert. Dabei wurden nicht nur Interviews und Interviewsituationen in Forschungskontexten beobachtet und analysiert, sondern auch solche, die in außerwissenschaftliche soziale Praxis eingebunden sind – in den hier vorgestellten Beispielen in den Prozess der „Wahrheitsfindung“ in gerichtlichen Untersuchungsprozessen. Die durchaus kontroverse Diskussion beschäftigte sich beispielsweise mit der Frage, wie sich in der Kontrastierung der Interviewformen Einsichten über die Co-Autorschaft der Interviewerin/des Interviewers und über die Bedeutung des Fragenstellens als Machtmittel gewinnen lassen, die auch in narrativen (biographischen) Interviews eine Rolle spielen, die zu Forschungszwecken durchgeführt werden.

Die eingangs gestellte Frage nach der empirischen Bearbeitung von Prozessen der Vergesellschaftung und Individuation wurde am zweiten Tag von Bettina Dausien wieder aufgegriffen, die sich in ihrem Plenarvortrag mit dem Verhältnis zwischen Sozialisations- und Biographieforschung ausei-

nersetzte. Nach einer knappen Beschreibung der erfolgreichen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Sozialisationsparadigmas, in der die ursprünglich angelegten sozialkonstruktivistischen und biographie- bzw. lebenslaufanalytischen Perspektiven zunehmend verloren gegangen sind, machen inzwischen auch einzelne ProtagonistInnen dieses Feldes auf nach wie vor ungelöste Probleme – insbesondere theoretische Defizite – der Sozialisationsforschung aufmerksam. Eine biographietheoretische Perspektive auf Prozesse der Subjektbildung und des „Mitgliedwerdens in der Gesellschaft“ – so Bettina Dausien – biete dagegen einen alternativen theoretischen Rahmen, in dem die Aspekte Aneignung und Konstruktion, Temporalität, (Selbst-)Reflexivität und Strukturbildung systematisch Berücksichtigung fänden. Gleichzeitig eröffne ein solcher Zugang auf methodologischer Ebene einen Forschungsweg, der theoriebildende Analysestrategien nahe lege.

Der zweite Nachmittag der Tagung beschäftigte sich mit den Themen Biographieforschung und Geschlechterforschung (Marga Günther & Anke Kerschgens, Juliane Schmidt, Jana Häberlein, Leitung: Helma Lutz) und Biographieforschung und Figurationssoziologie (Cas Wouters; Roland Verwiebe; Morton Brandt; Asiye Kaya; Leitung: Peter Alheit). Anschließend bestand die Möglichkeit, in drei thematisch unterschiedlich ausgerichteten Forschungswerkstätten an konkretem Datenmaterial zu arbeiten (Leitung: Gabriele Rosenthal & Peter Alheit; Bettina Dausien; Michaela Köttig & Nicole Witte).

Am letzten Tag wurden im Rahmen zweier paralleler Sessions weitere laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte vorgestellt. Zum einen wurde die Bedeutung der Biographieforschung für die Reflexion und Gestaltung professionellen Handelns diskutiert (Florian Kreuzer, Andreas Hanes & Petra Richter, Anke Fesenfeld, Monika Müller & Fritz Schütze, Prue Chamberlayne; Leitung: Gerhard Riemann). Die andere Session nahm das im Titel der Tagung angedeutete Verhältnis zwischen Biographieforschung und Diskursanalyse auf (Rosina-Martha Csoeff, Anika Walke, Walburga Katharina Freitag, Elisabeth Tuidar; Leitung Bettina Völter). Hier wurden vier empirische Projekte vorgestellt, in denen verschiedene Diskurse analysiert und gleichzeitig ein Feldzugang über biographische Dokumente (mediale Selbstpräsentationen, narrative und narrativ-biographische Interviews) gesucht wird. Dabei wurde deutlich, dass solche Vorhaben interessante Ergebnisse und Einblicke in soziale Phänomene ermöglichen, aber sehr voraussetzungsvoll sind und genauer begrifflicher Klärungen und methodisch-methodologischer Erläuterungen bedürfen. Noch gibt es wenige Vorbilder für derartige Untersuchungsdesigns. Es ist aber zu erwarten, dass es in den nächsten Jahren mehr Studien gibt, die unterschiedliche Forschungsperspektiven – biographische, diskursanalytische, ethnographische – verbinden und neben den Ergebnissen zum jeweiligen Untersuchungsgegenstand dazu beitragen, die theoretischen und methodologischen „Knackpunkte“ solcher Verknüpfungen zu klären.

Theoretischen Fragen der Verschränkung von Biographieforschung und Diskursanalyse – insbesondere der Produktion der Biographie im Diskurs – war auch der abschließende Plenarvortrag der Tagung gewidmet. Bettina Völter und Thomas Schäfer erläuterten in ihrem Beitrag, dass und wie sich Foucaults Kritik der Humanwissenschaften, ihrer Verstrickung in gesellschaftliche Machtverhältnisse und ihrer Beteiligung an der Konstitution des modernen Subjekts durchaus auf die Biographieforschung beziehen lässt. Eine solche Perspektive kann u.a. dafür genutzt werden, sich für die „möglichen (Macht-)Effekte der eigenen Disziplin“ zu sensibilisieren und diese zu reflektieren. Darüber hinaus scheint eine Verknüpfung von Diskursanalyse und Biographieforschung theoretisch und empirisch fruchtbar. Die Diskurse – verstanden als „Praktiken, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ – und ihre produktive Macht wirken in Handlungs- und

Deutungsmuster sowie Selbstbilder hinein und können auch in biographischen Materialien rekonstruiert werden. Gleichzeitig sind Subjekte an der Reproduktion, Produktion und damit auch Transformation von Diskursen beteiligt. Eine empirische Rekonstruktion dieser Prozesse würde gleichzeitig eine Annäherung an die Frage ermöglichen, wie der Wandel von Diskursen und diskursiven Formationen erklärt werden kann. Hier zeichnen sich interessante empirische, theoretische und methodologische Fragestellungen ab, die in den nächsten Jahren sicherlich auch von Biographieforscherinnen und -forschern bearbeitet werden. Eine fruchtbare Verknüpfung von Biographieforschung und Diskursanalyse wird jedoch nur dann gelingen – auch das ist deutlich geworden –, wenn der gegenwärtig inflationäre Gebrauch der Begriffe „Diskurs“ und „Diskursanalyse“ einer angemessenen, theoretisch und methodisch fundierten Verwendung Platz macht.

Daniela Rothe

Bildungs- und Karrierewege von Frauen:

Wissen – Erfahrungen – biographisches Lernen

26.-28. Mai 2005 Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg

Unter diesem Leitthema konstituierte sich die 5. Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), die vom 26.-28. Mai 2005 auf der Wolfsburg nahe der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg, stattfand.

Annähernd 90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland, Österreich und der Schweiz erörterten diese Thematik anhand aktueller Forschungsergebnisse und Tendenzen aus der Praxis. In Plenumsvorträgen und anschließenden parallelen Arbeitsgruppen wurden strukturelle und personelle Bedingungen sowie Barrieren von weiblichen Karrierewegen und Berufserfolgen transparent gemacht und nach konkreten Zukunftsperspektiven und Umsetzungsmodalitäten für Frauen gefragt.

Bereits in ihrem Grußwort wies die Gastgeberin und Organisatorin der Tagung, Frau Prof. Dr. Anne Schlüter, auf die nahezu kontroversen Entscheidungsmuster von Frauen und Männern bezüglich einer Entscheidung für Karriere oder für Kinder hin. Demnach entscheiden sich circa 70% der Männer lieber für die Karriere und nur 30% für Kinder. Bei Frauen lässt sich dieses Verhältnis gegenläufig charakterisieren.

Frau Prof. Dr. Hildegard Macha betonte in ihrem Grußwort als Vorsitzende der Sektion, dass diese Tagung das emanzipatorische Anliegen verfolgt, für junge Generationen erlebbare Identifikationsmöglichkeiten zu stiften.

Im Folgenden werden ausgewählte Aspekte der Tagungsvorträge in komprimierter Form aufbereitet.

Kind und/oder Karriere?

Assoziationen mit dem Begriff ‚Familie‘ sind bei jungen Frauen und Männern zunächst positiv besetzt. Dennoch lässt sich beobachten, dass sich der Wunsch nach Kindern zeitlich immer weiter auf spätere Lebensjahre verschiebt. Lange Ausbildungszeiten, der Einstieg in den Beruf und eine

finanzielle Sicherung haben gemäß der „erstmal“-Mentalität besonders für Männer Vorrang, so Hildegard Macha.

Dies führt zu der Konsequenz, dass Männer ihren Frauen durch den Aufschub des Kinderwunsches auf spätere Lebensjahre eine Entscheidungsfalle stellen, weil sich das biologische Zeitfenster der Frau verengt. Somit verfügen Männer über eine Definitionsmacht, die für oder gegen Kinder im Rahmen des Zeitfensters der Frau entscheidet. 40% der Akademikerinnen in Deutschland werden letztendlich keine Kinder bekommen, erklärt Hildegard Macha. Sie merkt hierzu an, dass dies unrechtmäßig als individuelle Entscheidung der Frauen gewertet und nicht auf bestehende gesellschaftliche Konstellationen und damit verbundene Entscheidungsmechanismen für oder gegen Kinder zurückgeführt wird.

Vereinbarkeit von Familie und Beruf – Balance oder Zerreißprobe?

Entscheidet sich eine Frau für Kinder, so findet sie sich in einer Doppelrolle wieder, in der die ihr auferlegte einseitige Verantwortung für ‚Kind und Karriere‘ gesellschaftlich nicht in Frage gestellt wird.

Marianne Dierks formuliert im Rahmen ihres Dissertationsvorhabens die These, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine vermeintliche Balance suggeriert, dies aber die Bedürfnisse und Anforderungen der häuslichen Arbeit verschleiert und zur Zerreißprobe für Reproduktionsarbeit und Arbeitsplatzanforderungen wird. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf meint nach wie vor eine weibliche Vereinbarkeit, die eine hohe Belastung der Frauen einfordert und ein großes Bündel an Kompromissen und Kompetenz verlangt.

Die Forderung geht dahin, eine gleichberechtigte, partnerschaftliche Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern anzustreben. Dies bedeutet auf staatlicher Ebene, bessere und funktionsfähigere Vereinbarkeitsmodelle und Kinderbetreuungsalternativen zur Verfügung zu stellen. Marianne Dierks' Appell an Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung lautet, deutlichere Impulse und Initiativen bereitzustellen, damit diese Problematiken langfristig aufgelöst werden können.

Andere Länder, beispielsweise aus dem skandinavischen Raum, können als bewährte Vorbilder einer gelungenen Vereinbarung von Familie und Beruf gesehen werden.

Diese Problemstellungen zusammenfassend stuft Dr. Bettina Dausien das Konzept der Work-Life-Balance als kritikwürdig ein. Zum einen richtet sich ihre Kritik an die Geschlechtsneutralität des Begriffs, der die bestehenden Geschlechterverhältnisse verdeckt. Sie sieht außerdem die Gefahr, dass dieses Konzept neutralisierend gegenüber Hierarchien wirkt und diese somit unsichtbar werden.

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf personalisiert ein strukturelles Problem: Es wird davon ausgegangen, dass das vornehmlich weibliche Vereinbarkeitsproblem ein persönliches Problem ist. Dabei sollte Work-Life-Balance insbesondere im Interesse betrieblicher Sichtweisen sein. Vereinbarkeit suggeriert eine scheinbare Lösung, individualisiert die Bearbeitungsstrategie jedoch dabei. So bleiben vielfach ungelöste Probleme insbesondere für Frauen, deren Karriere- und Vereinbarkeitsbelange bestehen.

Aufstieg und Karriere von Frauen – Erwartungen, Bedingungen, Problematiken

Machen Frauen nun aber entgegen aller Widerstände Karriere: Welchen Bedingungen haben sie sich zu stellen?

Eine traditionelle Karriere ist bestimmt von einer zeitlichen Abfolge und Linearität bestimmter sozialer Positionen im Lebenslauf von Personen. Bettina Dausien bemerkt in ihrem Vortrag, dass Frauen allerdings andere Anforderungen an Arbeit und Lebenskarrieren stellen, als dies oftmals bei Männern der Fall ist. Frauen sind nicht in erster Linie an hierarchischem Aufstieg interessiert, wie dies in männlich geprägten Unternehmenskulturen üblich ist. Sie präferieren andere Werte, wie die Erfüllung von Wissensdurst und Interessensverwirklichung.

Die These von Doktorandin Mechthild von Lutzau lautet, dass Karriere nicht erst in der konkreten Berufssituation beginnt: Aufstiegsbereitschaft ist auf biographische Einflussfaktoren, die auf die Kindheit und Jugend verweisen, zurückzuführen. Am Beispiel deutscher Schulleiterinnen verdeutlicht sie dies: Insbesondere eine intensive familiäre Förderung, die frühzeitige und selbstständige Übernahme von Verantwortlichkeiten in der Herkunftsfamilie, eine berufliche Selbstständigkeit der Eltern und eine nicht-geschlechtsspezifisch fokussierte Erziehung können die Bereitschaft beruflichen Aufstiegs begünstigen. Die Realität verhält sich dennoch so, dass sich der Frauenanteil in Schulleitungen auf unter 50% beläuft. Als Barrieren dieser Unterrepräsentanz wirken zum einen individuelle Barrieren der Frauen, zum anderen aber vor allem strukturelle Barrieren in der männlich geprägten Schulhierarchie.

Dr. Claudia Fahrenwald weist explizit auf die Tatsache hin, dass Frauen in Führungspositionen Ambivalenzerfahrungen machen, die unter Umständen mit ihrem beruflichen Aufstieg in Zusammenhang stehen, so ihre These. Der Umgang mit Macht ist als Beispiel zu nennen. Eine besonders schwierige Erfahrung von Frauen in Führungspositionen ist es, dem Problem der persönlichen Isolation zu begegnen: Karriereorientierte Frauen entfernen sich aus ihrem gewohnten Team, erhalten keine berufliche Unterstützung mehr und vermissen langfristig den Austausch mit Gleichgesinnten. An diese Problematik knüpft die dringende Forderung nach der Nutzung sozialer, informeller Netzwerke unter Frauen an, wie im Folgenden explizit erläutert wird.

Von Frauen für Frauen - Voneinander lernen, unterstützen, vernetzen

Insbesondere auf die Vernetzung von Frauen untereinander und die Bedeutung von gegenseitiger weiblicher Hilfestellung wurde vermehrt und intensiv von den Referentinnen hingewiesen. Soziale Netzwerke unter Frauen fungieren als Scharnierstelle informellen Wissensaustauschs und sind damit von enormer Bedeutung für den beruflichen Ein- und Aufstieg. Doktorandin Ines Schell-Kiehl präsentiert ‚Mentoring‘ als eine spezielle informelle Lernverortung, in der junge Frauen die Möglichkeit erhalten, von berufs- und lebenserfahrenen Fach- und Führungsfrauen zu lernen und Mentoring als Instrument für den eigenen beruflichen Erfolg zu nutzen.

Erfolgreiche Strategien des Geschlechterzusammenhalts verfolgen Männer schon lange und Frauen sollten dies sich ebenso zu Nutze machen, ermutigt Hildegard Macha. Sie betont, dass Frauen sich nicht gegenseitig angreifen dürfen, sondern sich vielmehr gegenseitig unterstützen, voneinander lernen und profitieren sollten. Über Vernetzung und Unterstützung könnten Frauen sich langfristig in Führungsaufgaben positionieren und etablieren und somit die Gerechtigkeit der Geschlechter verwirklichen.

Ausblick für Forschung und Praxis

Resümierend lässt sich feststellen, dass viele Ansätze und Strategien einer ganzheitlichen Geschlechtergerechtigkeit und zur Anerkennung der Potentiale von Frauen nicht zufrieden stellend umgesetzt werden. Es kristallisiert sich die Vermutung heraus, dass Frauen weiterhin die Verantwortungsübernahme gesellschaftlich zu koordinierender Erfordernisse in Bezug auf eine Vereinba-

rung von Kindern und Beruf obliegt. Frauen müssen Entscheidungen treffen, die erheblichen Einfluss auf die Gestaltbarkeit ihrer eigenen Biographien ausüben können, von denen Männerkarrieren aber nicht betroffen sind. Schaffen Frauen allerdings den Weg in eine Führungsposition, so müssen sie sich erneuten Problematiken stellen. Es ist evident, dass beispielsweise Networking und Mentoring, wie es in den USA seit Jahren praktiziert wird, intensiver und flächendeckender betrieben werden muss, um weibliche Vorbilder „erlebbar“ zu machen.

Als Herausforderung für die Zukunft gilt es, in Forschung und Praxis spezifische Fragestellungen, berufliche Chancen sowie Lebensperspektiven von und für Frauen weiterhin zu erörtern und danach zu streben, bestehende Barrieren langfristig und gewinnbringend für Frauen aufzulösen.

Anke Bertsch

3. FORSCHUNGSPROJEKTE STELLEN SICH VOR

Projekt:	Pädagogische Biographiearbeit – Ein Wissenschafts-Praxis-Projekt zur Professionalisierung pädagogischen Handelns
Projektleitung:	PD Dr. Bettina Dausien (Universität Bielefeld)
Wiss. Mitarbeiterin:	Dipl.Päd. Daniela Rothe, stud. päd. Dorothea Gieselmann, stud. päd. Sophie Roscher
Kooperationspartnerinnen:	Dipl.Sozialwissenschaftlerin Helga Flörcken-Erdbrink, Dipl.Sozialwirtin Regina Meyer
Finanzierung:	Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), Europäischer Sozialfonds (ESF)
Kontakt:	bettina.dausien@uni-bielefeld.de.
Laufzeit:	September 2002 – Dezember 2004

Projektbeschreibung:

Die Frage, wie Konzepte und Methoden qualitativer Forschung für die Qualifizierung professionellen Handelns nutzbar gemacht werden können, begleitet den Diskurs über „Biographie“ und Biographieforschung seit langem. Schon in den Anfängen der Chicago School gab es eine mehr oder weniger deutliche Orientierung an Fragen gesellschaftlicher Praxis und „sozialer Technologien“, mit denen aktuelle gesellschaftliche Problemlagen bearbeitet werden können. In der jüngeren Geschichte der Biographieforschung und der Arbeit der Sektion Biographieforschung wird das Thema besonders für das Feld der Sozialen Arbeit seit den 1980er Jahren kontinuierlich verfolgt (vgl. die Arbeiten von Fritz Schütze, Gerhard Riemann, Wolfram Fischer, Andreas Hanses u.a.). Dass auch viele andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich mit dem „Transfer“ zwischen Biographieforschung und beruflicher und gesellschaftlicher Praxis in ganz unterschiedlichen Feldern be-

schäftigen, war nicht zuletzt auf der gut besuchten Jahrestagung der Sektion im Jahr 2002 deutlich geworden, die das Thema unter dem Titel „Analyse, (Selbst-)Reflexion und Gestaltung professioneller Arbeit. Der Beitrag der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung und anderer interpretativer Forschungsansätze“ explizit aufgegriffen hatte.

Die Verknüpfung von Biographieforschung und professioneller Praxis war auch Ausgangspunkt und Leitkonzept eines kürzlich abgeschlossenen Wissenschafts-Praxis-Projekts mit dem Titel „Pädagogische Biographiearbeit. Entwicklung eines innovativen Fortbildungskonzepts“ (Projektleitung: PD Dr. Bettina Dausien, Universität Bielefeld). In diesem an der Uni Bielefeld angesiedelten Gestaltungsprojekt, das aus Mitteln des Bundesministeriums für Forschung und Bildung und des Europäischen Sozialfonds von September 2002 bis Dezember 2004 im Rahmen des Programms Lernkultur Kompetenzentwicklung gefördert wurde⁴, arbeiteten Wissenschaftlerinnen (PD Dr. Bettina Dausien, Dipl.-Päd. Daniela Rothe, Universität Bielefeld) und Professionelle aus zwei Einrichtungen der Erwachsenenbildungspraxis (Dipl.Sozialwiss. Helga Floercken-Erdbrink, Evangelisches Bildungszentrum Bad Bederkesa – Heimvolkshochschule, und Dipl.-Sozialwirtin Regina Meyer, Verein Freie Altenarbeit Göttingen e.V.) zusammen. Im Mittelpunkt der Projektarbeit stand die Entwicklung eines Fortbildungskonzepts zum Thema „Pädagogische Biographiearbeit“, das sich – bewusst interdisziplinär bzw. arbeitsfeldheterogen angelegt – an Professionelle in unterschiedlichen pädagogischen und sozialen Handlungsfeldern richtet.

Das Konzept wurde in zwei berufsbegleitenden Fortbildungsdurchgängen, die jeweils etwa 10 Monate dauerten, nach dem Prinzip der rekonstruktiven Projektentwicklung erarbeitet und praktisch erprobt. Der Entwicklungsprozess und die Erfahrungen während der Fortbildung wurden mit Methoden der teilnehmenden Beobachtung dokumentiert und fortlaufend ausgewertet, so dass am Ende ein nicht nur theoretisch begründetes, sondern auch ein erfahrungsgesättigtes Fortbildungskonzept steht. Eine sinnvolle Form der Publikation und Verbreitung des Konzepts, das es in dieser Form bislang noch nicht gibt und das für pädagogische Professionalisierungskontexte interessant sein dürfte, wird gegenwärtig diskutiert. Erfahrungen aus der Projektarbeit werden ebenfalls demnächst publiziert.

Aus wissenschaftlicher Perspektive war vor allem die Wissenschafts-Praxis-Kooperation selbst interessant. Sie kann zunächst als Problem der Verknüpfung unterschiedlicher Wissensarten beschrieben werden. In die Konzeptentwicklung sind zum einen theoretisches, empirisches und methodisches Wissen aus der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung eingegangen – dies war, nebenbei bemerkt, für die meisten FortbildungsteilnehmerInnen eine ungewohnte Perspektive, da „Biographie“ alltagsweltlich und auch in bestimmten beruflichen Kontexten offensichtlich überwiegend mit psychologischen und therapeutischen Konzepten assoziiert wird –, zum anderen Erfahrungen und Problemstellungen aus unterschiedlichen pädagogischen Praxisfeldern, in denen bio-

⁴ Die Trägerschaft und wissenschaftliche Begleitung des Projekts lag bei der Arbeitsgemeinschaft Betriebliche Weiterbildungsforschung e.V. In diesem Rahmen standen allerdings weniger der wechselseitige Transfer zwischen Biographieforschung und professioneller Praxis im Vordergrund als vielmehr die Entwicklung einer sog. „Neuen Lerndienstleistung“, also des Fortbildungsangebots und seiner innovativen Aspekte.

graphische Perspektiven und Methoden relevant sind und zunehmend als solche explizit markiert werden. Während das wissenschaftliche Wissen in erster Linie durch die beteiligten Wissenschaftlerinnen in die gemeinsamen Diskussions- und Arbeitsprozesse hineingetragen wurde, speiste sich das Praxiswissen aus mindestens vier unterschiedlichen Quellen. Zunächst lagen Informationen einer kleinen explorativen Studie vor, die zur Vorbereitung des Projekts durchgeführt worden war und in der Professionelle aus unterschiedlichen pädagogischen Berufsfeldern uns ihre Erfahrungen mit biographieorientierter Arbeit und entsprechende Qualifizierungsinteressen mitgeteilt hatten. Dieses Wissen wurde durch das Praxiswissen der Teilnehmenden aus den beiden Fortbildungen ergänzt und differenziert. Eine dritte sehr wichtige Quelle waren die langjährigen beruflichen Erfahrungen mit biographieorientierter Arbeit, die die beiden Kooperationspartnerinnen aus ihren jeweiligen Praxisfeldern mitbrachten (Erwachsenenbildung in einer Heimvolkshochschule und in einem Verein, der seit zehn Jahren intergenerationale und historische Bildungsarbeit durchführt) und die wir im Team diskutierten. Die entscheidende Grundlage für die kommunikative Arbeit an den unterschiedlichen Wissensformen und Perspektiven war jedoch die gemeinsame Projektpraxis. Sie stellte eine vierte Quelle von „Praxiswissen“ dar. Das Entscheidende an diesem Wissen war, dass wir es im Projektverlauf selbst interaktiv hergestellt und fortlaufend rekonstruiert hatten und dass es ein geteiltes Wissen war. Die gemeinsame Praxis bezog sich sowohl auf die Konzeptentwicklung (kontinuierliche Reflexionen, theoretische Diskussionen, Textproduktion und -kritik usw.) als auch auf die gemeinsam durchgeführte Fortbildung (Planung, Durchführung, Beobachtung und Auswertung der Seminareinheiten). Der zweite Strang der Projektarbeit, die Fortbildungspraxis im engeren Sinn, nahm dabei den Hauptteil der gemeinsamen Zeit und Ressourcen in Anspruch.

Mit der praktischen Umsetzung, oder besser: „Übersetzung“ von konzeptionellen, theoretischen Ideen in die Bildungspraxis und, umgekehrt, von Erfahrungen aus der Seminarpraxis in theoretische Reflexionen und Forschungsfragen war – rückblickend gesehen – das entscheidende empirische Feld für die Kooperation geschaffen. Hier wurde es möglich, eigene Perspektiven einzubringen, interaktiv zu handeln und sich im Spiegel der Anderen und ihrer Praxis zu vergleichen, zu reflektieren und Neues zu entdecken. Dabei konnten typische Hierarchien, Vor-Urteile und Bewertungen zwischen „Theorie“ und „Praxis“ an immer wieder neuen konkreten Beispielen erkannt, aufgebrochen und verändert werden.

Auch wenn dies nicht in allen Fällen gelungen ist, manche Konflikte unbearbeitet und viele Fragen offen geblieben sind, ist doch als Erfahrung festzuhalten, dass die gemeinsame Praxis – und nicht gemeinsame Diskussionen über Praxis – eine ganz wesentliche Voraussetzung für die erfolgreiche Projektdurchführung war. Eine genauere Analyse dieser Kooperations- und „Übersetzungsarbeit“ mit Mitteln rekonstruktiver Forschung wäre freilich wünschenswert. Zwar konnte im Rahmen des Projekts eine nicht unerhebliche Menge von empirischem Material gesammelt werden, das für eine solche Analyse genutzt werden könnte, doch war es nicht möglich, dieses Material auch nur annähernd systematisch auszuschöpfen. Und dies war eine zweite zentrale Erfahrung in

der Kooperation zwischen Wissenschaft und Praxis: In der gemeinsamen Arbeit, die – wie beschrieben, überwiegend eine gemeinsame Bildungspraxis war – setzte sich in vielen, wenn auch nicht allen Aspekten am Ende die „Logik der Praxis“ gegenüber der „Logik der Wissenschaft“ durch. Dies hat vor allem mit den jeweiligen Rahmenbedingungen, mit Zeitressourcen, Arbeitsstilen und institutionalisierten Arbeitsabläufen und -bewertungen zu tun. So haben wir am Ende der gut zweijährigen Projektlaufzeit ein wissenschaftlich fundiertes und reflektiertes „Praxiskonzept“ entwickelt, viele wissenschaftlich interessante Fragen sind aber offen geblieben und werden in zukünftige Projekte einfließen.

Wer mehr über das Projekt erfahren möchte oder Interesse an der Fortbildung hat, kann sich an die oben stehende Kontaktadresse wenden. Auf Basis der erarbeiteten Ergebnisse und Erfahrungen ist es möglich, die Fortbildung in Kooperation mit neuen Trägern und mit Blick auf jeweilige Interessenlagen und Fortbildungsbedarfe durchzuführen und weiterzuentwickeln. Das vorliegende Konzept kann auch für die Entwicklung einer arbeitsfeldspezifischen Fortbildung genutzt werden (etwa im Bereich der Pflege, (inter)kultureller oder politischer Bildung, der Qualifizierung von Ehrenamtlichen u.a.).

Projekt: **Identitäts- und Geschichtskonstruktionen in jüdischen und nichtjüdischen Lebensgeschichten vor dem Hintergrund nachkriegsdeutscher Vergangenheitsbearbeitungen – Autobiographien im Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschland**

Projektleitung: **Carsten Heinze**

Laufzeit: Dissertationsprojekt
Kontakt: cm_heinze@yahoo.de

Projektbeschreibung:

Mein Dissertationsprojekt setzt sich mit deutsch-deutschen Vergangenheitsbearbeitungen aus autobiographischer Perspektive auseinander und versucht, die verschiedenen politischen und historischen Positionen und Blickwinkel der Autoren im Zusammenhang mit ihrer persönlichen Lebensgeschichte zu untersuchen. Unterstellt wird, dass (sozialhistorische und politische) Geschichtserfahrungen Struktur und Inhalt den phänomenalen Aufbau der Autobiographie maßgeblich prägen, und ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen autobiographischen Lebenskonstruktionen und den Selbstbildern, die der Autor über das selbstrepräsentative Medium der Autobiographie einer Öffentlichkeit zu präsentieren versucht, besteht. Die Untersuchung konzentriert sich theoretisch auf zwei wesentliche Aspekte der Autobiographie: Der Berücksichtigung des „gegenwärtigen Schreibzeitpunkts“ und dem damit zusammenhängenden strukturellen Aufbau der Autobiographie. Daher ist die Auswahl des empirischen Materials an verschiedene Kriterien gebunden, um eine vergleichende Gegenüberstellung sinnvoll begründen zu können: 1. Die Autoren müssen einem gemeinsamen „Generationenzusammenhang“ angehören, um grundsätzliche historische Erfah-

rungen zu teilen. 2. Alle Autobiographien müssen nach 1989 veröffentlicht worden sein, um den „Zusammenbruch“ des so genannten „Ostblocks“, und somit, in Bezug auf die ostdeutschen Autoren, den (möglichen) Zusammenbruch individueller Lebensorientierungen einzuschließen. Daraus ergibt sich die zentrale Frage meiner Untersuchung: Wie werden die Umschwünge, Brüche und Transformationen in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts individuell im Spiegel der Autobiographie narrativ konstruiert, lassen sich diese Brüche in der individuellen Lebensgeschichte wiederfinden, oder werden diese durch andere, ergänzende oder überblendende inhaltliche Elemente beeinflusst? Da die Abfassung einer Autobiographie oberflächlich zwar einen bewussten und reflektierten Prozess darstellt, dieser aber wiederum durch nicht-beabsichtigte und unbewusste Andeutungen und Umschreibungen beeinflusst wird, ist eine differenzierte Rekonstruktion manifester und latenter Sinn- und Bedeutungsstrukturen ein wichtiger Schritt, um die Kerninhalte, die getragen werden von privaten und gesellschaftlichen Sozialisationserfahrungen, in Bezug auf das narrativ konstruierte Selbstbild analysieren zu können.

Folgende Autobiographen umfassen mein Sample, das auf einer 4-Felder-Typologisierung beruht: 1. Westdeutsche Juden: a. Marcel Reich-Ranicki; Simon Snopkowski. 2. Westdeutsche Nichtjuden: a. Wolf Jobst Siedler; Rüdiger von Wechmar. 3. Ostdeutsche Juden: a. Helmut Eschwege; b. Fritz Teppich. 4. Ostdeutsche Nichtjuden: a. Walter Janka; b. Fritz Klein. Alle Autoren sind mehr oder minder bekannt und bilden exemplarisch ein gutes Spektrum deutscher politischer und ideologischer Überzeugungen ab. Für die jüdischen Autoren gilt, dass sie unterschiedliche Verfolgungserfahrungen aufweisen, die vom KZ-Inhaftierten bis zum kommunistischen Widerstandskämpfer reichen. Auch die nichtjüdischen Lebensgeschichten spannen die differenten Erfahrungszusammenhänge vom Wehrmachtangehörigen bis zum organisierten Widerstand.

In der fallspezifischen Untersuchung und Interpretation werden die jeweiligen historischen Lebenszusammenhänge in der Weimarer Republik, der Zeit zwischen 1933 und 1945, der politische und ökonomische Wiederaufbau in Ost- und Westdeutschland, sowie der Untergang der DDR als kontextuelle Rahmungen mitreflektiert und die einzelnen Fälle jeweils kontextabhängig eingebettet. Im Mittelpunkt stehen dabei die jeweiligen Lebensstationen und -situationen, die sowohl gemeinsame als auch differente Muster im jeweiligen Fall aufweisen. Wesentlich ist hierbei auch die Differenzierung in jüdische und nichtjüdische Lebensgeschichte, und ihre jeweiligen besonderen Lebensumstände. Hinsichtlich jüdischer Lebensgeschichten ist das Material daraufhin zu befragen, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Umgang mit einer wie auch immer zu fassenden „jüdischen Identität“ für Ost- und Westdeutschland zu beobachten sind. Besondere Berücksichtigung finden dabei auch die verschiedenen gesellschaftspolitischen Systeme und Erinnerungskulturen und -rituale nach 1945, die den Umgang mit dem Nationalsozialismus und seiner rassistischen Vernichtungspolitik, in Ostdeutschland und Westdeutschland öffentlich unterschiedlich gestalteten. Demgegenüber sind die nichtjüdischen Fälle daraufhin zu untersuchen, wie NS, Wiederaufbau und Zusammenbruch des Ostblocks erlebt wurden, welche Rolle besonders der NS als zentrale (negative) Bezugsgröße deutscher Geschichte in den einzelnen Autobiographien konstruiert wird. Die Weimarer Republik und die politischen Polarisierungen dieser Zeit bilden demgegenüber den historischen Hintergrund der Kindheitserfahrungen aller Autoren, so dass dieser Zeitraum eher mittelbar, vermittelt und erlebt über das familiäre Milieu, eine Rolle in den einzelnen Lebensgeschichten spielt.

Der Fokus der Analyse liegt bei allen Fällen wie bereits erwähnt auf dem „gegenwärtigen Schreibzeitpunkt“. Wie konstruiert der Autobiograph aus der „Jetzt-Perspektive“ seine Lebensgeschichte,

welche thematischen Schwerpunkte setzt er unter Berücksichtigung des Wiederereinigungsdiskurses (und unter den politischen Auseinandersetzungen um ein neues Nationalverständnis)? Inwieweit empfinden die einzelnen Autoren sich und ihre persönliche Lebensgeschichte als „integriert“ in die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts, welche Distanzierungen und Identifikationen lassen sich rekonstruieren?

Meine sozialpsychologisch motivierte Arbeit stellt den Versuch dar, einen theoretisch fundierten, empirisch konkretisierten Beitrag zur deutschen Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts durch Rekonstruktion autobiographischer Perspektiven zu leisten. Es geht vor allem darum, die Erkenntnisse und qualitativen Anforderungen aus der theoretischen Sozialisationsforschung und der phänomenologischen Soziologie auf empirische Erfahrungsräume anzuwenden. Es geht aber auch darum, rekonstruktive Persönlichkeitsforschung und subjektiv-historische Geschichtsbildungsprozesse miteinander zu verbinden. Meiner Überzeugung nach stellt die Autobiographie dafür ein ideales, soziologisch bisher zu wenig beachtetes und problematisiertes Quellenmaterial zur Verfügung.

4. NEWS/SONSTIGES

Digitale Aufnahme- und Transkriptionstechnik: Informationsportal für digitale Aufnahme und computergestützte Transkription als schnelles und kostengünstiges Werkzeug bei Forschungsvorhaben. Sie finden viele Informationen zu digitalen Aufnahmegeräten, Transkriptionsmöglichkeiten und USB-Fußschaltern auf der Internetseite: <http://www.audiotranskription.de/>.

Am 06.10.2005 und 07.10.2005 werden an der Philipps-Universität Marburg zwei MAXqda2 Workshops zur Einführung angeboten: http://www.maxqda.de/maxqda/5_kurs_anmeldung.htm

Kontakt: Dipl. Päd. Thorsten Dresing und Dipl. Päd. Thorsten Pehl; dresing&pehl GbR; Heinrich-Heine Str. 2b; 35039 Marburg; Telefon: (0049) 0 64 21 - 282 3018; Fax: (0049) 0 64 21 - 98 38 93; Bürozeiten Mo-Fr: 09.30 Uhr-12.00 Uhr; 13.00 Uhr-16.00 Uhr; E-Mail: info@dresing-pehl.de

Dissertationen und Habilitationen werden gern unter der Rubrik Neuerscheinungen aufgenommen.

PD Dr. Bettina Dausien vertritt seit September 2005 die Professur für „Theorie der Sozialisation und Erziehung“ an der Fakultät für Pädagogik der Universität der Bundeswehr München.

PD Dr. Helma Lutz wird im WS 2005/6 und im Sommersemester 2006 die Maria-Goepper-Mayer Gastprofessur für Internationale Frauen- und Genderforschung an der Stiftung Universität Hildesheim wahrnehmen.

Prof. Dr. Gabriele Rosenthal wurde als Mitglied in das Konzil der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) gewählt.

5. BUCHBESPRECHUNGEN

Andersen, Anders Siig/Dausien, Bettina/Larsen, Kirsten (eds.) (2005):

Livhistorisk fortælling og fortolkende socialvidenskab. Roskilde Universitetsforlag

Der im Universitätsverlag Roskilde publizierte Band geht auf eine langjährige Beschäftigung dänischer Sozial- und ErziehungswissenschaftlerInnen mit dem erzähltheoretische Ansatz und der von Fritz Schütze entwickelten Methode des narrativen Interviews zurück. Die Plan, Schützes erzählanalytische Arbeiten und die Perspektive einer „erzählenden Sozialwissenschaft“ dem dänischen akademischen Publikum durch eine muttersprachliche Publikation leichter zugänglich zu machen, entstand vor etlichen Jahren im Rahmen einer deutsch-dänischen Forschungskooperation in den Bereichen „Life history approach“, Biographie und „lifelong learning“. Neben der Übersetzung eines Textes von Schütze (Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie, 1995), enthält der Band eine Einführung in Schützes theoretische und methodologische Konzepte (A. S. Andersen & K. Larsen) sowie Beiträge aus empirischen Forschungskontexten, die sich auf unterschiedliche Weise auf Phänomene erzählter Lebensgeschichten und auf Schützes Arbeiten beziehen (P. Alheit, A. S. Andersen & R. S. Trojaborg, B. Dausien, L. Larsen, H. B. Nielsen, W. Hollway & T. Jefferson).

Auch wenn die dänischsprachige Publikation in Deutschland vermutlich kaum LeserInnen finden wird, so mag doch die Information interessieren, dass ein wichtiges Stück des deutschsprachigen Biographieforschungsdiskurses in einen anderen wissenschaftlichen Kontext – und nicht nur in eine andere Sprache – „übersetzt“ worden ist.

Bruner, Claudia Franziska (2005): KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen. Bielefeld: transcript; Reihe KörperKulturen

Als 'behindert' geltende Körper werden sozial und kulturell hervorgebracht. Welche Texte schreiben aber den behinderten Körper - einen Körper, der stets auch vergeschlechtlicht, sozial klassifiziert und kulturell entworfen ist? Diskursanalytische Interpretationen narrativ-biografischer Interviews mit Frauen verweisen auf strategische Lesarten des behinderten Körpers. Dabei werden Ambivalenzen in der Identitätsarbeit sichtbar und Verschiebungen der Schnittfelder von race,

class, gender und body offen gelegt. Dem Diskursfeld Behinderung in Deutschland wird so eine kulturwissenschaftliche Perspektive mit behinderungspolitischer Brisanz nahe gelegt.

Almut Zwengel (2004): Je fremdländischer desto einheimischer? Fallstudien zu Integrationsdynamiken bei nordafrikanischen Einwanderern in Frankreich; Gütersloh: VVA-Bertelsmann

Integration ist nicht nur durch Angleichung, sondern auch durch Nutzung von Unterschieden möglich. Dies zeigen sechs auf biographische Interviews, literarische Texte und teilnehmende Beobachtung gestützte Fallstudien. Almut Zwengel untersucht exemplarisch die Lage junger Erwachsener nordafrikanischer Herkunft im Pariser Raum. Sie präsentiert dabei Alltagssituationen, die zum Teil stark mit Medienberichten über die französischen banlieues kontrastieren. Fazit der Arbeit ist, dass Integration gelingen kann, obwohl bzw. weil Migranten fremdländisch sind.

Methodisch werden sprachwissenschaftliche Auswertungsverfahren einbezogen. So wird beispielsweise nach der Verwendung von Pronomen, nach der Zeitstruktur und nach Varietäten gefragt. Dieses Vorgehen erweist sich als ausgesprochen ergiebig und ist anregend für die Weiterentwicklung qualitativer Forschungsmethoden.

6. HINWEISE AUF NEUERSCHEINUNGEN

Alheit, Peter/Szlachcicowa, Irena/Zich, František (Hg.) (2005): Biographien im Grenzraum. Eine Untersuchung in der Euroregion Neiße, Görlitz: Neisse Verlag

Alheit, Peter/Merrill, Barbara (2004): Biography and narratives. Adult returners to learning. In: Osborne, Michael/Gallacher, Jim/Crossan, Beth (Eds.): Researching Widening Access to Lifelong Learning. Issues and approaches in international research, London, New York: RoutledgeFalmer, 150-162

Alheit, Peter (2004): Die Bedeutung qualitativer Sozialforschung im Kontext universitärer Ausbildung. In: Griese, Birgit/Griesehop, Hedwig Rosa/Schiebel, Martina (Hg.): Perspektiven qualitativer Sozialforschung (Werkstattberichte des INBL, Bd. 14), Bremen: Universität Bremen, 27-39

Alheit, Peter (2005): „Passungsprobleme“: Zur Diskrepanz von Institution und Biographie – Am Beispiel des Übergangs so genannter „nicht-traditioneller“ Studenten ins Universitätssystem. In: Arnold, Helmut/Böhnisch, Lothar/Schröer, Wolfgang (Hg.), Sozialpädagogische Beschäftigungsförderung. Lebensbewältigung und Kompetenzentwicklung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter, Weinheim und München: Juventa, 159-172

Alheit, Peter (2005): 'Stories' and 'Structures': An essay on historical times, narratives and their hidden impact on adult learning. In: Studies in the Education of Adults, Vol. 37, 3, 25-38

Andersen, Anders Siig/Dausien, Bettina/Larsen, Kirsten (eds.) (2005): Livhistorisk fortælling og fortolkende socialvidenskab. Roskilde Universitetsforlag

Betz, Stephan (2004): Dörfer in Bewegung. Ein Jahrhundert sozialer Wandel und räumliche Mobilität in einer ostdeutschen ländlichen Region. Beiträge zur Osteuropaforschung, Bd. 9

- Breckner, Roswitha (2005):** Migrationserfahrung - Fremdheit - Biographie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- Bruner, Claudia Franziska (2005):** KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen. Bielefeld: transcript; Reihe KörperKulturen
- Dausien, Bettina (2004):** Biographieforschung. In: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 314-125.
- Dausien, Bettina/Rothe, Daniela (2005):** Wissenschafts-Praxis-Kooperation als Erfahrungsraum. Entwicklung und Umsetzung eines Fortbildungskonzepts „Pädagogische Biographiearbeit“. In: Brandenburg, K.; Bromberger, N.; Dausien, B. u. a.: Neue Lerndienstleistungen – Vision und Wirklichkeiten. Handreichung für die Praxis, Reihe LiWE, Berlin 2005 (im Druck)
- Gehres, Walter/Hildenbrand, Bruno (2005):** Die Genese von sozialisatorischen Kompetenzen in der Pflegefamilie: Salutogenese und Resilienz. Abschlußbericht für die DFG. Jena
- Glaser, Edith/Klika, Dorle/Prenzel, Annedore (Hg.) (2004):** Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt
- Hildenbrand, Bruno (2005):** Einführung in die Genogramarbeit. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag
- Hildenbrand, Bruno (2004):** Fallrekonstruktive Familienforschung und Familientherapie: Die Sequenzanalyse in der Genogramarbeit. Familiendynamik Jg. 29 Heft 3, 257-287
- Hildenbrand, Bruno (2004):** Die Transformation der Jugendhilfe in Ostdeutschland im Kontext von Tradition, Diskontinuität und Strukturbildung. Österreichische Zeitschrift für Soziologie Jg. 29 Heft 2, 41-59
- Hildenbrand, Bruno (2004):** Gemeinsames Ziel, verschiedene Wege: Grounded Theory und Objektive Hermeneutik im Vergleich. Sozialer Sinn Heft 2, 177-194
- Hildenbrand, Bruno (2003):** Milieu, Struktur und Biographie: Zur theoretischen und methodischen Begründung einer sozialphänomenologischen Familienforschung. In: Srubar, Ilja/Vaitkus, Sven (Hg.): Phänomenologie und soziale Wirklichkeit. Entwicklungen und Arbeitsweisen. Opladen: Leske & Budrich, 57-83
- Hildenbrand, Bruno (2003):** Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Rezension Aufsatz zu Kraimer, Klaus (Hg.): Die Fallrekonstruktion. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000. Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau Jg. 47 Heft 2, 49-59
- Köttig, Michaela (2004):** Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen – Biographische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik; Gießen: Psychosozial-Verlag
- Köttig, Michaela (2005):** Triangulation von Fallrekonstruktionen. In: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodische Verknüpfungen: Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften; S. 65-83
- Lutz, Helma (2005):** Der Privathaushalt als Weltmarkt für weibliche Arbeitskräfte. In: Peripherie, 25. Jg., Nr. 97/98, Münster, 65-87
- Lutz, Helma/Schwalgin, Susanne (2004):** Irregular Migration and the Globalization of Domestic Work. In: Fauve-Chamoux, Antoinette (ed.) Domestic Service and the Formation of European Identity. Bern, Berlin, Brüssel: Peter Lang Verlag, 297-315
- Lutz, Helma (2004):** Transnationale Biographien in globalisierten Gesellschaften. In: Ottersbach, Markus/Yildiz, Erol (Hg) Migration in der metropolitanen Gesellschaft. Zwischen Ethnisierung und globaler Neuorientierung. Münster: LIT Verlag, 207-217

- Lutz, Helma (2004):** Life in the Twilight Zone: Migration, Transnationality and Gender in the Private Household. In: Journal of Contemporary European Studies, Vol.12, 1, 47-56
- Preuss-Lausitz, Ulf (Hg.) (2005):** Verhaltensauffällige Kinder integrieren. Zur Förderung der emotionalen und sozialen Entwicklung - eine empirische Studie und ihre praktischen Konsequenzen. Weinheim und Basel: Beltz
- Riegel, Christine (2004):** Im Kampf um Zugehörigkeit und Anerkennung. Orientierungen und Handlungsformen junger Migrantinnen. Eine sozio-biographische Untersuchung. Frankfurt a.M.: IKO Verlag
- Riemann, Gerhard (2005):** Ethnographies of Practice – Practicing Ethnography. Resources for self-reflective social work. In: Journal of Social Work Practice, Vol. 19, No. 1, March, S. 87-101
- Riemann, Gerhard (2005):** Unzeitgemäße Überlegungen zur Überwindung von Denkverboten und Berührungängsten in der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit – oder auch: Wer sind „wir“? In: Der pädagogische Blick. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis in pädagogischen Feldern, 13. Jg., Heft 2, S. 101-108
- Riemann, Gerhard (2005):** Trying to make sense of cases: Features and problems of social workers' case discussions. In: Qualitative Social Work, Vol. 4, No. 4, S. 405-422 (erscheint)
- Schlüter, Anne (Hg.) (2005):** "In der Zeit sein...". Beiträge zur Biographieforschung in der Erwachsenenbildung. Bertelsmann, Bielefeld, Reihe Weiterbildung und Biographie, Bd.3
- Schlüter, Anne/Schell-Kiehl, Ines (Hg.) (2004):** Erfahrung mit Biographien. Tagungsdokumentation Duisburger Tagungen zum Thema: Erfahrung mit Biographien. Bertelsmann Verlag, Bielefeld
- Schneider, Ilona K. (2005):** Spurensuche - Tatort Erziehung. Anspruch, Erleben und Wirkung von Erziehung. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren
- Schreiber, Birgit (2005):** Versteckt: Jüdische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und ihr Leben danach. Interpretationen biographischer Interviews. Biographie- und Lebensweltforschung Bd.3, Frankfurt a.M., New York: Campus
- Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (2005):** Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodologische Verknüpfungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Yi, Hee-Young (2005):** Gespiegelte Utopien in einem geteilten Land: Eine biographie-rekonstruktive Studie zu politischen Sozialisationen in den 80er Jahren in Korea. Dissertationsschrift, Uni Kassel, Fachbereich Sozialwesen
- Zinn, Jens O. (2005):** The biographical approach - a better way to understand behaviour in health and illness? Health, Risk & Society, 7(1), 1-9
- Zwengel, Almut (2004):** Je fremdländischer desto einheimischer? Fallstudien zu Integrationsdynamiken bei nordafrikanischen Einwanderern in Frankreich; Gütersloh: VVA-Bertelsmann